

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** - (1839)

**Artikel:** Vermischte Geschichten  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-656087>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



### E i n g a n g.

(Siehe die Abbildung des Boten auf dem Titelblatt).

Mit grauem Haar und grauem Bart  
Der Bote kommt gegangen.  
Ihn macht so müd die Pilgerfahrt;  
Er stützt sich auf die Stangen.  
Nach alter Art und Mode sind  
Die Hosen zugeschnitten;  
Doch weil er oft in Sturm und Wind  
Gar vieles hat gesitten,  
Zog ein Burgunderhemd er an,  
Wie's Mode jetzt will haben,  
Und meint: nunmehr bin ich ein Mann  
Für Mädchen und für Knaben.  
Sein Holzbein, freilich, das ist alt;  
Der Bündel auf dem Rücken  
Ist schwer, und mag wohl die Gestalt

Des Boten vorwärts drücken.  
So steht er da! Gefällt er Euch  
Ihr Mädchen und ihr Knaben?  
Für Alt und Jung, für Arm' und Reich  
Bringt er stets seine Gaben.  
Er will so gern für Groß und Klein  
Spaß, Ernst und Warnung bringen,  
Und möchte Euer Hausfreund sein,  
O laßt es ihm gelingen,  
Und nehmet ihn zu Gunsten an,  
Wie in ehvor'gen Jahren  
Den armen, alten, lahmen Mann,  
Mit grauem Bart und Haaren.

Wem es der Vöte nicht treffen kann  
Dem fängt er gleich zu singen an:  
Der Mann ist lang noch nicht geboren,  
Der's allen Leuten treffen kann.  
Der will lang Haar; der kurz geschoren;  
Der falsch Haar, und lang Zottel dran;  
Der will es grad; der will es krumm;  
Und, dem scheint das Gescheid'ste dummm.

Doch Eins gefällt Euch sicher Allen:  
Das, was ein jeder selber macht!

Ihn dünkt Gesang sein elend Lallen,  
Und sein Geschmier Gemäld voll Pracht,  
Hat auch kein Mensch Gefallen dran,  
Er selbst siehts mit Entzücken an.

Ein jeder meint: Ich kann's am besten!  
Nichts werth ist was ein Andrer kann.  
Drum bietet er flugs seinen Gästen,  
Wie er meint, etwas Bekres an.  
Sein Käpplein röhmt ein jeder Gauch.  
Laßt doch dem Vöte das seine auch.

### Von der Natur. (Fortsetzung.)

Hat der geneigte Leser etwas von den sogenannten angorischen Ziegen gehört, und weiß nicht, was das ist, so will der Vöte einigen Bescheid geben. Die Ziege von Angora ist eine Geiß wie unsere Geiß, aber anders. Das heißt: sie ist unserer Hausgeiß so nahe verwandt, daß sie mit ihr Junge zeugt. Aber sie ist anders, denn 1) hat sie herabhängende Ohren; 2) stehen die Hörner am Bocke nicht in die Höhe, sondern seitwärts vom Kopfe heraus, und

sind gewunden; 3) ist das Haar viel feiner als an unserer Ziege, daher heißt man sie auch: Seidenziege, Seidenbock. Das Haar hängt in acht Zoll langen, feinen, seidenartigen Locken an den Seiten herab, so daß die halben Beine mit diesen Locken bedeckt sind. Diese Haare, die zu dem sogenannten Camelgarn verarbeitet werden, auch zu Camelot u. dgl. machen den größten Nutzen dieses Thieres aus. Man hat vor einigen Jahren sie in unser Land verpflanzen wollen; ich habe aber nicht gehört, daß viel daraus geworden ist. Ueberhaupt müßte das Thier wohl auch sorgfältiger behandelt werden, als unsere Geiß, wenn sein schönes Haar nicht ausarten sollte.

Die Gemse (das Gemshi) ist auch dem Ziegengeschlecht sehr nahe verwandt. Mancher meint: Gems und Reh ist das gleiche. Aber nein; denn das Reh ist näher dem Hirsch, die Gemse näher der Geiß. Sie gleicht dieser, ist aber etwas kürzer, aber höher auf den Beinen. Am meisten unterscheiden sie die Hörner. Diese stehen gerade über den Augen, sind schwarz, rund, aufrecht, mit runzligen Ringen, mit einem glatten Hocker, der nach dem Rücken gekrümmmt ist. Meint jetzt der Vöte auf dem Osentritt: eh nei! „der Hagge ist vorne, u si häische si dermit a d'Flüh!“ So ist das ein alter Irrthum, der keinen Grund hat. Vor den Hörnern befindet sich in der Haut eine Öffnung, welche zu einer trockenen Höhle führt, die diesen Thieren eigen ist. Der Schwanz ist kurz. Ihre Farbe ist im Sommer heller, im Winter dunkler. Man will zweierlei Arten unterscheiden, Grathiere und Waldthiere. Es gibt aber keine bestimmten hinlänglichen Unterscheidungszeichen. Da das Thier unter die

merkwürdigsten wilden Thiere unsers Vater-  
landes gehört, so will ich mehr darüber in  
einem eigenen folgenden Artikel sagen.

Hieher gehört auch der Steinbock.  
Dieser ist größer als die Gemse, und zeichnet  
sich besonders durch seine sehr großen, mit  
Ringen versehenen, über den Rücken hin-  
gebogenen Hörner aus. In unsern Bergen  
finden sich aber seit Menschengedenken keine  
solche Thiere mehr. Sie sind von den hab-  
süchtigen Jägern ausgerottet worden. Mehr  
davon an einem andern Ort.

Die bisher genannten Thiere behalten  
ihre Hörner durch das ganze Leben. Die  
folgenden verlieren sie hingegen alle Jahre.  
Auch sind diese Tiere des Kopfes ganz von  
den Hörnern des Kind- und Schmalviehes  
verschieden. Denn bei diesem sitzt das Horn,  
wie eine Scheide, auf einem Zapfen von  
Knochen, der am Schädel fest sitzt, und von  
dem es sich trennen lässt. Aber das Horn des  
Hirsches ist ein ganzes Stück. Auch ist's von  
ganz anderer Materie, als ein Kühh- oder  
Ziegenhorn. Der Magen aber ist auch zum  
Wiederlauen eingerichtet. Hieher gehören  
nun folgende Thiere:

Der Damhirsch. Die Hörner (oder  
das Gewehe), sind aufrecht, zurückge-  
krümmt, oben gegen das Ende handförmig  
breit. Dem Weibchen fehlen sie. Er ist  
weniger groß und stark, als der folgende  
eigentliche, oder Rothirsch, doch viel stär-  
ker, als das Reh. Je älter der Hirsch,  
desto breiter, schaufelförmiger seine Hörner.  
Diese fallen ihm, je nach seinem Alter früher  
oder später, vom April bis in den Brach-  
monat alle Jahre ab, und sie wachsen alle  
Jahre größer und schöner wieder. Im Som-  
mer sind sie rothbraun, mit kleinen weißen  
Flecken; der Unterleib hellgelb. Im Winter

verschwinden alle hellen Flecken und Zetchni-  
gen, und das Thier wird dunkelbraun.  
Sie werden etwa 20 Jahre alt, und die  
Hirschkuh (das Thier) wirft 1 bis 2 Junge  
(Kälber).

Der Rothirsch, Edelhirsch, hat  
lange, runde, vielästige Gewehe; er ist  
merklich größer als der vorige, im Sommer  
rothlichbraun, im Winter dunkler. Ge-  
wöhnlich wiegt ein Hirsch drei bis vier  
Centner. Er wechselt sein Gehörn alle  
Jahre. Bei den ältern schon im Hornung,  
bei den jungen im Merz, April oder Mai  
fällt dasselbe von selbst ab, oder das Thier  
schlägt an den Bäumen ab, und es bleibt  
nur unten auf dem Schädel ein Knopf,  
den man Rosenstock nennt. Nach fünf Ta-  
gen zeigen sich die Spuren der neuen Hör-  
ner, sind weich und mit einer rauhen Haut  
umzogen, und wachsen so fort bis in den Ju-  
lius oder August. Je älter der Hirsch, desto  
mehr Zinken oder Enden hat das Gewehe.  
Die Mutter ist 40 Wochen tragend, und  
wirft ein, sehr selten zwei Junge. Dieses  
schöne, große Thier ist der Gegenstand der  
hohen Jagd. Von ihm wird genutzt die  
Haut, die Haare, das Fleisch, die Hörner,  
die Klauen, das Fett ic. In unserem Lande  
können sie in der Freiheit nicht fortkommen,  
weil der Bauer sie wegen seiner Landwirth-  
schaft gleich weg schiesst. Beide Arten aber,  
der Damhirsch und der Rothirsch, waren  
bisher im Graben zu sehn.

Das Reh, dessen Männchen Rehbock,  
das Weibchen die Rehziege heißt, ist be-  
deutend kleiner als der Damhirsch, im Sommer  
rothbraun, im Winter grau. Es ist  
ein überaus schönes, schlankes, flüchtiges  
Thier. Das Gewehe des Bockes ist kurz,  
dick, länglich-rund, gerad aufstehend, ros-

farben, knotig; und das unterscheidet dieses Thier ja ganz von der Gemse; zudem das Rehe sein Gehörn auch jährlich abwirft, die Gemse nie. Auch diese Thiere gehören zur hohen Jagd, und werden wie die Hirsche benutzt.

Wir kommen nun zu einem Thiere, das nicht, wie die obigen, zu den edeln, sondern zu den unedeln Thieren gerechnet wird; dessen Name nur verächtlich genannt wird, und das doch Jedermann wichtig ist, ausgenommen den Juden; und nun weiß der Leser schon wovon wir sprechen wollen.

Das Schwein bedarf keiner Beschreibung, da es überall bekannt ist. Das wilde Schwein ist der Stamm, und das zahme Hausschwein ist nur durch Slaverei zu dem geworden, was es jetzt ist. Noch jetzt wiederfährt es, daß eine zahme Sau im Acherum von einem wilden Eber trächtig wird. Erst vor einigen Jahren wurden Junge aus einer solchen Vermischung zu Bern auf den Markt gebracht. Das Wildschwein ist durchweg schwarzgrau, und ist für die Landwirtschaft sehr schädlich, indem sie truppenweise mit einander ziehn, die Felder und Aecker durchwühlen und die Erdfrüchte wegfressen. Daher wird überall Jagd auf sie gemacht, wo sie sich in unserm Lande blicken lassen. Das zahme Schwein ist ein nützliches Hausthier, doch erst wenn es tot ist. Dann ist alles an ihm zu gebrauchen, die Vorsten, die Eingeweide und besonders das Fleisch, das Fett oder Schmeer u. s. f. Das zahme Schwein ist meist weiß, schwarz gespeckt, oder schwarz, oder roth. Es frisst fast alles, Kraut, Rüben, Kartoffeln, Obst, Klee u. dgl. Aber auch Fleisch, Mäuse u. dgl. Es mag sich gerne in Gassen und im Roth herumwälzen. Der Ge-

stank ihres Mistes und ihre häßliche grunzende Stimme macht, daß man sie gerne von den Wohnungen entfernt, oder ihren Stall wenigstens auf eine abgelegene Seite verlegt. Auch in der Nähe des Pferdestalles sollten sie nicht sein, weil diese Thiere den Geruch der Schweine scheuen. Diese Thiere sind manchen Krankheiten unterworfen, von denen viele wohl daher kommen, daß sie die Nase immer auf den Boden halten, und daher auch ungesunde Dünste einzulehnen. Die Finne, die hier und da vorkommt, ist ein Eingeweidewurm, Blasenwurm genannt, der im Innern des Fleisches sich ansetzt, eben so wie die Zechen, oder Zäppen am Rindvieh, Schafen &c. auf der äußern Haut.  
(Wird fortgesetzt.)

### Naturmerkwürdigkeiten des Vaterlandes. (Fortsetzung.)

Wir haben zuletzt vom sogenannten Zitzenmelker gesprochen. Der heißt wohl auch der Tagschläfer, weil er nur Abends und früh Morgens erscheint, den Tag über schläft. Es giebt viele, die gern Tag und Nacht schlafen, wenn sie auch keine Vögel sind.

Wir kommen nun zu den Tauben. Neben den, die man in den Häusern hält, giebt es auch wilde, nämlich die Schlachttaube, die größte, dann die viel kleinere Feldtaube und die Turteltaube, welche die seltenste ist. Sie nähren sich von Körnern, Erbsen, Wicken, Tannensamen, Eicheln &c. und haben alle ein gutes essbares Fleisch.

Bei den hühnerartigen Vögeln ist zuerst unser Haushuhn, als das nützlichste, zu bemerkern. Es ist aber eigentlich ein fremder Vogel, und man weiß nicht recht,

wo seine ersten Aeltern daheim sind. Da ihr das Thier aber alle kennet, und der Vöte, zu Nutz und Frommen der Hausmutter, einmal eine ganze Naturgeschichte dieses nützlichen Vogels zu geben denkt, so geht er jetzt über zu den Waldhühnern, die in unserem Lande im Freien leben. Das größte heißt: Urhuhn, Urhahn, Auerhahn und Huhn. Der Hahn ist ganz schwarz, am Halse weiß geriselt; das Huhn roth-gelb und schwarz gesleckt. Sie sind jung ein gutes Wildpret, leben aber nur in den Gebirgen, und sind schwer zu schießen.

Das Spielhuhn und der Sptelhahn, kleiner. Der Hahn schwarz und weiß, fast wie eine Aegerste; der Schwanz geht hinten in Form einer Gabel auseinander. Das Huhn gelbbraun und schwarz gesleckt.

Dann noch das Haselhuhn, das Schneehuhn, das im Winter ganz weiß wird, im Sommer grau ist, u. a. m. Alle diese Waldhühner haben über den Augen schöne rothe warzige Flecken.

Nähe verwandt mit diesen sind die Arten der Feldhühner, wozu die Rebhühner und die Wachteln gehören. Beide sind in unserm Kanton selten, besonders die erstern. Alle nähren sich von Korn und Getreide, doch auch von Insekten, wie die Haushühner, legen meist viele Eier, und sind gut zu essen; und eben darum wird ihnen wohl so sehr nachgestellt.

„Et, da kommt jetzt ein gewaltiger Vogel! Das ist wohl gar der Vogel Strauß!“ Nicht ganz! Der Strauß ist ein Afrikaner; dieser da ist ein Europäer und heißt: der Trappe. Er marschiert auf seinen hohen Beinen hoch daher, und ist wohl der größte Vogel, der unter uns

herumläuft. Auf dem Oberleib ist er rostrot, schwarz wellenförmig gezeichnet, Unterleib weißlich und grau. Das Männchen hat einen fedrigen Schnauzbart, wie sie jetzt Mode sind. Er ist gewichtig und wiegt von 24 bis 30 Pf. Er kommt aber gar selten zu uns und ist sehr scheu und schwer zu schießen. Sie nähren sich wie die Hühner.

Jetzt marschiert eine andre Armee auf! Ists doch als ob sie auf Stielzen einhergiengen. Das ist kein Wunder. Sie sind bestimmt in Sumpf und Moos herum zu waten, und von allerlei Wasservögeln sich zu nähren, darum müssen sie wohl lange Beine und lange Schnäbel haben. Es ist die Armee der Sumpfovögel, auch werden wir nur die bekanntesten hervorrufen!

Komm du zuerst, freundlicher Storch, traulicher Hausgenosse, Freund Gernegesehn. Du hast dich recht zur Parade gesatztiger mit deinen rothen Strümpfen. Deine rothe Nase soll Niemand schelten, denn du hast sie wahrlich nicht vom Weintrinken. Wir wollen gelegentlich des weitern von dir sprechen. Für jetzt schönen Dank, daß du des sogenannten Ungeziefers so viel verzehrst. — Aber wer ist der dunkle, schwarzbraune Geselle, der mit dir kommt? „Das ist mein Vetter, der in Aegypten am Nilfluss wohnt, und mich hieher begleitet hat.“ Aha! Der schwarzbraune Storch! Also ein fremder Herr, der selten hieher kommt!

Da ist noch ein solch langbeiniger Vogel, hat aber einen viefürzern Schnabel; dunkel aschgrau, mit schönen langen, gekräuselten Federn, die über den Schwanz herabhängen. Solchen Vogel habe ich noch nie gesehen. Das ist der Kranich, der in unserem Lande freilich ziemlich selten ist, und meist einzeln im Frühling erscheint.

Aber seht hier einen vollends merkwürdigen Vogel. Es ist der rothe Flammant. Was der für lange, dünne, rothe Beine hat, einen kuriosen eckigen Schnabel, und über und über rothe Federn, und schwarze Flügel. Es ist ein prächtiger, aber seltener Vogel, der sich eigentlich in Afrika und auf den Inseln im mittelländischen Meere aufhält. Es ist sehr selten der Fall, daß er bei uns erscheint.

Was schreit da so furchterlich in der Höhe? Aha! Das ist der Fischreihen (Reigel), der mahnt, daß wir ihn nicht vergessen. In Gestalt gleicht er dem Storch, ist aber grau, und hat grüne Füße. Er ist lange nicht so traurig und zahm, wie der Storch, zieht immer nur den Flüssen und Seen nach, lebt gerne in stillen Gegenden, und nährt sich meist von Fischen. Da aber die Leute selber gern Fische essen, so behandeln sie ihn wie einen Dieb und — schießen ihn todt, wo sie können.

(Fortsetzung folgt.)

### Etwas vom Bücherkaufen und Lesen.

Wenn der König Salomo schon sagte: „des Bücherschreibens ist kein Ende!“ was würde er jetzt erst sagen! Aber so wie am Jahrmarkt unter dem vielen Volke auch mancher Lump, Bettler oder Spießbub herumläuft, so ist unter der Fluth von Büchern, die täglich größer wird, gar viel Schatzeng, wobei es um das Papier schade ist. Der geneigte Leser will doch aber gerne noch etwas anderes lesen, als nur den Kalender! Aber was? Sein Geld mag er doch nicht unnütz ausgeben; der Titel eines Buches sagt nichts, oder lügt, oder wird unrecht verstanden. — Der Vate hat sich hierüber

Raths erholt, und will dem geneigten Leser den erhaltenen guten Rath mittheilen. Vor erst, so rieh mein Rathgeber: Kauf kein Buch wegen seines Titels. Es hat einmal einer, der gern gescheid sein wollte, Kants Kritik der reinen Vernunft gekauft. Das war gut gemeint! Aber sicher hat er nichts daran begriffen. Denn dieses Buch ist manchem Gelehrten zu hoch, geschweige einem Landmann.

Kauf kein Buch, weil es in öffentlichen Blättern gerühmt wird. Der Krämer preiset seine Waare; und die Buchhändler posaunen aus vollen Backen, wenn sie am Ende auch nur Läusepulver verkaufen. „Was sich röhmt das mangelt sich!“

Du mußt vorerst selber wissen, was du willst! Ein Buch für dich, oder die Kinder? ein geistliches oder ein weltliches Buch? Geschichte oder Geographie? u. s. w. Der Schuß geht in's Blaue verloren, wenn du nicht weißt, worauf du ziilst.

Läß dir raten von Niemand, der genug Bücher kennt, um zu wissen, was für dich taugt. So hat's der Vate gemacht, und sich wohl dabei befunden. Ihm sind folgende Bücher gerathen worden:

Der Denkfreund, von Schles, 1 Bd. Ein Buch, für welches Niemand sein Geld reuen wird. Wer mehr daran wenden will, nehme das Handbuch für Volksschullehrer, vom gleichen Verfasser, 4 Bde.

Steinbeck, der aufrichtige Kalendermann, 3 kleine Bdch. Es ist ein vortreffliches Buch, um den astronomischen Theil des Kalenders verstehen zu lernen.

Hellmuth, Volksnaturlehre, zur Dämpfung des Aberglaubens. Keine wissenschaftliche Physik, die für den gemeinen Mann zu hoch ist. Aber ein sehr lehrreiches Buch für alle verständigen Leute.

Erzählungen aus der Schweizergeschichte, nach Chroniken, von Rud. Hanhart, 4 Bde. Ein äußerst angenehmes und lehrreiches Buch. Der nämliche Verfasser gab auch einen ganz kurzen Abriss der Schweizerhistorie, in einem kleinen Bändchen. So kurz ist auch die Beschreibung der Schweiz, von Weiß, die 1836 in Zürich herauskam.

Will der Leser hübsche vaterländische Lieder und andere Gedichte, so findet er sie in Joh. Ludwig Am Bühls Gedichten (St. Gallen und Leipzig 1803), und in den Gedichten über die Schweiz und Schweizer. Bern 1793. 2 Bde.

Am gescheidesten aber ist's, wenn unter verständiger Leitung sich im Dorfe eine eigene Büchersammlung bildet, wo die Anteilhaber um ein kleines Jahrgeld immer nützliche Bücher zum Lesen finden. Oder wenn sie sich an eine bereits vorhandene Schullehrerbibliothek wenden, worin nicht nur Schulbücher, sondern auch andere nützliche Lesebücher sich finden. — „Das ist blutwenig gemeines Zeug,“ meint ein Gewisser! Ja! Der Bote ist eben auch nur ein gemeiner Mann, und schreibt nur für Seinesgleichen. Der gelehrte Herremand kann ja lesen was er will.

### Lustig bezahlt.

#### Eine Gespenstergeschichte.

In einem deutschen Gasthofe kommen zusammen zwei Werboffiziere, und war der

eine ein Preuse, der andere ein Österreicher. Wie sie nun am Abend wohl und gute Weile hatten zu schwatzen hinterm Bierglase bei der Pfeife Tabak, so kommen sie auch auf Gespenster zu sprechen, und sagt der Preuse: es giebt keine Gespenster! und der Österreicher: es giebt Gespenster! und der Preuse: ich glaubs nicht! und der Österreicher: ich glaubs! Der Bote beskennt, daß er da gut preußisch ist. Und wenn der Leser nicht will ausgelacht werden, so muß ers auch sein. Da meint der Österreicher, er will den Preusen überweisen:wickelt sich um Mitternacht in sein Leintuch, schleicht hinüber, und fängt vor dem Bettel des andern einen Geistertanz an. — Dieser erwacht, merkt den Spaß, schleicht auf der Hinterseite still aus seinem Bettel, hüllt sich ebenfalls in sein Leintuch und — tanzt stillschweigend mit. So wie der Österreicher im Umwenden eine zweite weiße Gestalt erblickt, erschrickt er, und reift aus. Der Preuse ihm nach und ruft: „Na! Bruder Weißrock! wollen wir den Tanz nicht austanzen? — Jetzt weiß der Leser, warum ichs mit dem Preusen halte.

### Schmerzlich bezahlt.

#### Noch eine Gespenstergeschichte.

Es geht das Gespensterspiel nicht allemal so lustig zu Ende, wie oben; und darum warnet der Bote vor solchem gefährlichen Spiele. — Da haben einige mutwillige und unruhe Buben im Sinne dem Pfarrer seine schönen Birnen zu plündern. Damit aber Niemand sie störe, so muß einer, in einem weißen Hemde, wie ein Gespenst auf dem Kirchhof herum spazieren, und die Leute vom Fußweg schrecken. Da kommt

der Hans, das Gespenst erscheint; und Hans flieht, was die Beine laufen mögen. So ist das Bubenspiel gelungen! Aber zu ihrem Schaden. Denn das nächste Mal, als wieder ein Gespenst den Kirchhof hütet, kommt der Jäger eben durch den Fußweg heim. Die Gestalt tritt ihm in den Weg, und meint, er soll auch davon laufen. Aber der war kein solcher Furchthans, und spricht: „Scher dich weg, dummer Teufel, oder du kriegst!“ Aber das Gespenst war eben ein dummer Teufel, meinte: der flieht doch noch! und bleibt stehn. Da giebt der Jäger Feuer, schießt dem Kerl die Beine voll Schrot, und — hat der Vöte nicht recht vor solchem Muthwille zu warnen?

### Noch schlimmer.

Auch eine Gespenstergeschichte.

König August von Polen, der wegen seiner außerordentlichen Stärke berühmt ist (er war 1670 geboren), lebte als Prinz einige Zeit zu Wien, am österreichischen Hofe, und war ein Protestant. Da meinten einige thörichte Menschen, es sei für den katholischen Kaiser gefährlich, mit einem Ketzer Umgang zu haben. Weil sie aber nicht geradezu dem Kaiser zu sagen wagten, daß er ihn entferne, so suchten sie das mit heimlichen Künsten zu bewerkstelligen. Und das ist allemal ein böses Zeichen, wenn der Mensch seine Sache auf Schleichwegen zu erlangen sucht. So erschien Nachts im Schlafzimmer des Kaisers ein Gespenst aus dem Fegefeuer, seufzte, und sprach: „ich kündige dir an, daß wenn der verdammte Ketzer, Prinz August, nicht innert drei Tagen deinen Hof

verläßt, du Verderben über dein Haus ziehen wirst.“

Todeschweß schwigte der Kaiser. So bald es Tag war, ließ er den Prinzen rufen und gab ihm mit Wehmuth den Befehl abzureisen. Aber August lachte, und beruhigte den Kaiser; bat aber zugleich um Erlaubniß, die nächste Nacht da zu bleiben, und den Befehl des Geistes selbst zu hören. So geschah es, doch wußte Niemand darum! Richtig kommt der Geist und wiederholt seine Drohung. Aber jetzt springt August aus dem Bett, reißt das Fenster auf, packt den Geist, wirft ihn zum Fenster hinaus, und sagt: „gehe hin, wo du hergekommen bist.“ — Am Morgen fand man unter den Fenstern des Kaisers — nicht einen Geist, aber einen verkleideten Mann, mit zerbrochenen Armen und Beinen. Die Geister stehen von da an den Kaiser ruhig!

Frisch gewagt und angegriffen!  
Bald verschwindet Schein und Trug,  
Und der Geist hat ausgespißen,  
Packst du ihn nur fest und klug.  
Muth, Besonnenheit und Kraft,  
Dir vor Geistern Ruh verschafft.

Gespräch  
zwischen einem Pfarrer und seinem alten Schulmeister.

Schulmeister. Ich denke, Herr Pfarrer, mit meinem Schulhalten ist's jetzt bald am Ende. Es muß jetzt eben alles Alte neu werden, und da kommen Sachen zum Vorschein, die ich einmal nicht dem Namen nach kenne.

Pfarrer. Es ist mit dem allem nicht so bös gemeint! Mit Reden ist nichts gehan;

und je mehr oft von einer Sache geredet wird, desto weniger wird gehan. Wollte man alles so machen, wie viele jetzt schwäzen, die Bauern müßten anders in den Sack greifen; und davon sind sie eben nicht Freund.

Schulmeister. Ich habe bisher meine Sache etwa gemacht, so gut möglich. Ich habe nun schon an die 40 Jahre Schule gehalten, und manches von mir selber gelernt. Als die neue Methode kam, da gefiel sie mir; ich ließ mich nicht verdriessen wieder zu lernen, und euer Vorfahr hat mir rechtlich d'rein geholfen. Aber jetzt ist das alles nichts! Jetzt sind alle Schulen auf einmal so erbärmlich! Jetzt sollen da Primarschulen und Sekundarschulen und weiß nicht was werden.

Pfarrer. Erschreckt nur nicht ab den fremden Namen! Es wäre freilich besser, man redete überall deutsch mit deutschen Leuten, damit man sich verstände. Unter Primarschulen ist weiter nichts verstanden, als Schulen, in denen der erste, allgemein nothwendige Unterricht ertheilt wird, wie in unsren Landschulen. Weil man aber die Aufklärung höher treiben will und aus dem ganzen Volke künftig die Regenten genommen werden sollen, so ist's allerdings nothig, daß diese auch besser unterrichtet werden. Dafür sollen die Sekundar- oder die Schulen der zweiten Stufe dienen.

Schulmeister. So! So! — Nun das gefällt mir nicht übel. Wer nicht ein Bauersmann bleiben, sondern ein Herr werden und regieren will, muß freilich mehr lernen als was in Holz und Feld gut ist. Aber ich weiß doch nicht, ob das so geht. Bringen wir die Kinder nur mit Mühe und viele gar nicht in die erste Schule,

wie werden sie denn in die zweite gehen? Ihr wisst am besten, Herr Predikant, wie sie sich weigern die Schule zu besuchen, so bald sie in die Unterweisung gehen; und meinen sie seien zu groß zum Lernen; und wie sie sperzen, und nicht warten mögen, bis ihr ihnen erlaubt, damit sie nicht mehr zur Schule brauchen.

Pfarrer. Das ist allerdings so. Aber jene höheren Anstalten werden wohl nur für die sein, die gerne wollen; zwingen wird man Niemand können. Wie weit es geht, das wird am Besten aus der Erfahrung sich zeigen.

Schulmeister. Es kommt mir überhaupt vor, man will jetzt aus den Kindern alles mögliche machen, und darum soll man schon in der Schule alles mögliche lehren. Aber das ist in Gottesnamen nicht möglich! Ich einmal bin allemal froh und danke Gott, wenn ich mit dem allernothwendigsten etwa ordentlich in die Kehre komme, und meine Kinder das Wenige, was ich sie lehren kann, recht können.

Pfarrer. Man ist eben über die Hauptfrage ungleicher Meinung: wozu soll die Schule die Kinder bilden? Ich antworte im Allgemeinen: sie soll Menschen bilden, das heißt: den Verstand wecken, die Gefühle des Herzens leiten, und den Menschen auf den Pfad leiten seine Bestimmung zu erreichen, d. h. das zu werden, was er werden soll als Mensch überhaupt. Das wird er, wenn er vernünftig denken und rechtschaffen handeln lernt. Da aber der Mensch seine Bestimmung hier auf Erden nie ganz erreicht, nie ganz vollkommen wird, da er unsterblich und für eine künftige höhere Welt bestimmt ist, so muß auf diese höhere Bestimmung ganz besonders Rücksicht genom-

men und also der Religionsunterricht immer als Haupsache aufgestellt werden. Menschen und Christen soll die Schule bilden.

Schulmeister. Es ist mir doch lieb, daß der Herr Predikant auch meiner Meinung ist. Aber da habe ich mit dem Gemeindeschreiber disputirt. Der meine: für den jetzigen Stand der Aufklärung müssen die Schulen ganz anders werden. Man könne heut zu Tage auch die Professionen nicht nur so obenhin treiben; der Schuhmacher müsse wissen wie man das Leder bereite und von welchen Thieren das beste komme; der Schneider müsse die Schaaftzucht, die Tuchmanufaktur und die Färberei kennen. Daraum müsse man Naturgeschichte und Dech — ich weiß nicht obs recht ist — Dechlogelei lehren.

Pfarrer. Technologie wollte er wohl sagen. Aber so reden die Leute, die nichts von einer Schule verstehen und nur den andern nachsprechen. Manchmal aber machen sie sich nur lächerlich damit.

Schulmeister. Ja, ich konnte mich einmal nicht überhalten; ich fragte den Schreiber: weißt du von welchem Vogel deine Schreibfedern kommen? — He! von den Gänzen, sagte er. Hast du das in der Schule gelernt? Nein das nicht. Und weißt's doch! Und schreibst auf Papier wenn du schon nie in der Papiermühle warst. Aber freilich mit den Lumpen bist du wohl bekannt. Da haben die andern gelacht, und der alte Chorrichter hat gesagt: Allerlei lernen ist wohl gut, aber daß jeder das rechte lerne ist noch besser. Am besten aber ist, wenn die Leute früh lernen recht thun. Wenn einer noch so viel weiß und thut nicht recht, so geht er doch zu Schanden, wie man der Exempel genug

hat. — Da ist der Schreiber zur Thür aus gegangen.

Pfarrer. Es ist allerdings an dem, daß jetzt alle Handwerke und Künste auf einen so hohen Grad getrieben sind, daß es wohl auch einer besseren Vorbereitung bedarf. Allein jene höheren Wissenschaften gehören in die Real-, Kunst- oder Handwerkschulen, denn sie erfordern schon viele Vorkenntnisse und Verstandesübung. Diese machen eine Primarschule immer nothwendig; und so wird sich endlich wohl wieder eine Ordnung herstellen, wenn die Leute der Unordnung satt werden. Nur Geduld, lieber Schulmeister. Zeit und Erfahrung haben immer noch ihr Recht behauptet.

### Die Baumwolle.

(Mit einer Abbildung.)

Unter denjenigen Pflanzen, die dem Menschen zu Tuch und Kleidern dienen, ist die Baumwolle besonders merkwürdig, und ein dankenswerthes Geschenk der Vorsehung. Ihre Pflanzung, Handel und Verarbeitung beschäftigen viele tausend Menschenhände, geben vielen tausend Menschen Nahrung und Unterhalt; sie dienet vielen Tausenden zur Kleidung. Sie ist leicht, weich, warm, läßt sich sehr fein spinnen, mit jeglicher Farbe färben, ist nicht theuer, und daher für Federmann dienlich, so daß nicht leicht ein Haus gesunden wird, in dem nicht Baumwollenwaare gefunden würde; wäre's auch nur in den weißen Mannskappen und im Docht (Dachen) in der Lampe. Die Pflanze, welche die Baumwolle liefert, ist ein Kind der Wärme, und ursprünglich in heißen Ländern zu Hause. Doch hat man sie, ihres großen Nutzens wegen, auch

Die Baumwolle.



A. Die Blütt. B. Eben diese halb verfallen. C. Die Baumwolle am Stengel. D. Wom Stengel genommen von unten; E. ebenso von oben anzusehen.

in die wärmern Gegenden von Europa, in Sizilien, Neapel, Malta u. s. f. verpflanzt. Es sind zweierlei Pflanzen, welche diese nützliche Wolle liefern; die eine ist ein Baum, der in Ost- und Westindien wächst; die andere, die besonders viel in den Handel kommt, ist eine Staude, und es giebt deren mehrere Arten. Die Blume (Blüte) hat fünf schwefelgelbe Blätter, giebt aber keinen Geruch. Die Frucht ist eine Hülse, wie z. B. an den Buchnüssen, nur größer. Sie hat im Innendigen drei oder vier Abtheilungen; in diesen liegt die Baumwolle, und in derselben die Samenkörner. Eine besondere Art ist die sogenannte Nankinwolle, die nicht weiß sondern gelb ist, und zu dem beliebten Zeuge „Nankin“ verarbeitet wird. Diese wächst besonders in China.

Die Pflanzung der Baumwollenstände ist sehr vortheilhaft. Die Pflanze nimmt mit dem magersten Boden vorlieb, so fern er nur nicht durch frühere Pflanzungen erschöpft ist. Will man eine Pflanzung anlegen, so wird der Boden von Pflanzen gereinigt; man macht regelmäßige Reihen von 5—6 Fuß von einander Löcher, welche 4 Fuß von einander abstehen, und jedes einige Samenkörner enthält. Nach 14 Tagen laufen diese auf, und so wie sie wachsen, zieht man die überflüssigen bis auf 2 oder 3 aus. Nach drei Monaten werden die Pflanzungen gejätet, und die aufgeschossenen Pflanzen beschnitten. Im fünften Monat blüht der Strauch und nach acht Wochen ist die Schote reif, öffnet sich und die Baumwolle wird sichtbar. Sie wird nun gesammelt, durch eine eigene Maschine von den Samenkörnern gereinigt, noch einmal erlesen, und in Ballen zu 200

Pfund zum Verkauf verpackt. — Man hat berechnet, daß die Pflanzung der Baumwolle etwas über 14 Prozent vom Kapital abtrage. In England allein leben mehr als 350,000 Menschen von der Baumwolle. Im Jahre 1799 wurden in England 35,689,000 Pfund Baumwolle verarbeitet; was etwa ein Kapital von 57 Millionen Thaler macht. — So viel bringt diese einzige Pflanze einem einzigen Lande! Wie viel allen andern. So reich ist die Natur an Gaben für den Menschen. Und ihr Urheber?

### Erläuterungen der Stadt Bern.

Nach der Zeitfolge geordnet.  
(Fortsetzung.)

1518. Bernhardin Samson kommt in die Schweiz, verkauft Abläß, d. h. Vergebung aller Sünden um Geld, und gewinnt viel.
1519. Niklaus Manuels Fasnachtsspiele werden auf offener Gasse aufgeführt. Darin werden die Missbräuche der römisch-katholischen Kirche gerügt, und die Umliebe des Papstes und der Geistlichen verspottet.
1524. Ein neuer Abläßkrämer kommt, wird dem Bischoff von Lausanne zugeführt, dieser läßt ihn laufen. Bern zürnt und läßt auf allen Kugeln den Abläß verrufen.
1528. Im Jenner wird die berühmte Disputation zu Bern in der Kirche der Franziskaner gehalten; in Folge welcher in Bern die Reformation angenommen wurde. Jene Kirche und

- Kloster ward in Schule und Akademie verwandelt.
1561. Ward befohlen wöchentlich einmal die Stadt vom Unrathe zu säubern.
1568. Brennt der Helm der Nydeckkirche durch Verwahrlosung des Wächters ab.
- 1577 bis 1581. Ward das Schulgebäude erbaut.
1579. Aus einem vormaligen Kornhaus wird ein Zeughaus gemacht.
1581. Auf Medardi, den 8. Brachmonat, wird die neue Schule förmlich eingeweiht.
1585. Niklaus Straßer, Pfarrer zu Stallikon im Kanton Zürich, erbaut zu Bern die Maschine, welche das Brunnenwasser in die Stadt treibt.
1604. Die Kirche zum heiligen Geiste, gehörig zum Kloster der Brüderschaft und seit der Reformation beschlossen, wird wieder eröffnet und zwei Kandidaten sollen da predigen.
1622. Die Schanzen werden mit großen Kosten gebaut.
1623. Die Kirche der ehemaligen Dominikaner wird zum französischen Gottesdienst bestimmt, und der erste französische Prediger wird angestellt.
1628. Regierte die Pest gar schrecklich. In der Stadt selbst starben 2492 Personen. Im Jahr drauf 264. Auch ward damals das erste Jubeljahr der Reformation gefeiert.
1654. Den 25. Heumonat stürzt der Student Theobold Weinzäpflin mit einem Pferde über die Kirchhofmauer hinunter, kommt in die Insel, wird da geheilt, und später Pfarrer nach Kerzers, wo er 1694 starb.
1690. Erbaut Gottfried Fischer die erste Reitschule. Später baut die Regierung eine beim Kornhause.
1711. Anfang des Baues des großen Kornhauses, nach dem Plane des Ingenieurs Bär von Konstanz; ausgeführt von dem Werkmeister Dünz; beendet 1716. Darunter ist ein prächtiger Keller, worin das größte Fäß 226 Saum hält.
1718. Die Insel wird vom Baumeister Dünz erbaut. Einst war sie ein Nonnenkloster Sankt Michels Insel genannt. Seit der Reformation ein Krankenhaus, jetzt durch Brandübel beschädigt, darum neu gebaut.
1721. Die Spital- oder heiligen Geistkirche erhält einen eigenen Pfarrer und Helfer. Eben so die Kirche auf der Nydeck.
1722. Wird die neue Kirche zum heiligen Geiste zu bauen angefangen. Sie kostete bei 50,000 Kronen. Beendet 1729 durch Schildknecht. Im gleichen Jahre kam die Uhr in den Thurm der Nydeckkirche.
- 1728 und 1729. Das Rathaus des sogenannten äusseren Standes gebaut.
1728. War das zweite Jubeljahr der Reformation.
1735. Der Burgerspital nach dem Plane von Abeille durch Nikl. Schildknecht angefangen, und durch Baumeister Luh 1739 vollendet.
1744. Das Stiftgebäude wird durch Werkmeister Zehender vollendet, nach dem Plane von Herrn Stürler.
- 1750 bis 1758. Der neue Alargauerstalden, die Straße von Bern nach Solothurn

- und Zürich wird gemacht, und kostet über 8000 Thaler.
1779. Ward die sogenannte Kunstscole errichtet.
1780. Anfang des neuen Staldens gegen Thun.
- 1783 bis 1786. Bau des neuen Knabenwaisenhauses durch Herrn Werkmeister Zehender.
1787. Der Brand der Münze und des Rathauses.
1792. Das neue Bibliothekgebäude eingerichtet.
1793. Die neue Münze bei'm Alzilethor vollendet von Antoine von Paris.
1798. Merz 5. Siehe Psalm 137!!!

### Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

**Die Demokratie**, diejenige Verfassung eines Landes, wo das Volk die höchste Gewalt hat, heißt Volkherrschaft. **Demokrat**, einer der dieser Herrschaft zugethan ist.

**Departement** wird, als ein französisches Wort, eigentlich **Departement** ausgesprochen, und bedeutet einen gewissen bestimmten Geschäftskreis, der in Monarchien einem Minister, in Republiken einer Behörde angewiesen ist. Auch werden in Frankreich die einzelnen Abtheilungen des Landes Departemente genannt.

**Depesche**, Briefe und Schreiben die vom Staate ausgehen.

**Deponiren**, hinterlegen, in Verwahrung geben. Ein **Depot**, ist der Ort wo es verwahrt wird. **Deposition** oder auch **Depositum**, ist die hinterlegte

Sache, und der so etwas hinterlegt, heißt **Deponent**.

Der **Deputirte**, besser deutsch: **Abgeordnete**. Die **Deputation**, **Abordnung**, die Abgeordneten zusammengenommen.

Der **Deserteur** (also nicht **Dessertör**). Ein Soldat der von seiner Armee entlaufen, Ausreißer. Die **Desertion**, **Desertire**.

**Desperat**, verzweifelt, hoffnungslos.

Der **Despot**, ein Mensch, der seinen Eigenwillen Andern als Gesetz aufdringt, keine andere Meinung duldet und Andersdenkende verfolgt.

Das **Dessert**, der Nachtisch, dasjenige, was nach der eigenlichen Mahlzeit noch aufgetragen wird.

Die **Devise**, ein kurzer Sinnspruch. Wenn wir sagen: der oder ein **Devis**, so bedeutet das einen Vorschlag, vorläufige Angabe der Arbeiten und Kosten. Daher **Devisiren**.

Das **Diadem** (sprich das e scharf). Ehedem eine kostlich geschmückte Kopfbinde der Fürsten, ehe die Kronen aufkamen. Daher königliche, fürstliche Würde.

Die **Diät**. Die Lebensordnung in Essen und Trinken, in Art und Maß der Lebensmittel.

Der **Dilettant**, besser Liebhaber, im Gegensahe mit dem Künstler.

Der **Diphthong**, besser **Doppelkauter**, zwei verbundene **Selbstlauter**, wie ai, eu u. dgl.

**Dirigiren**, besser deutsch: führen, leiten. Der **Direktor**, der Vorsteher; die **Direktion**, die Leitung, auch die Gesamtheit derer, denen eine Leitung anvertraut ist. Man sagt aber auch: in

der Direktion nach Osten u. dgl. Da heißt das Wort: Richtung gegen Morgen u. s. f.

Der Dissident, oder Disse-  
ter, mit diesem Worte werden diejenigen  
bezeichnet, die von der allgemein ange-  
nommenen Ansicht und Weise abweichen.  
Also: Andersdenkende. Halten nun  
diese mit ihren Gleichgesinnten zusammen,  
so bilden sie eine Sект, und werden  
Sektirer, so bald sie sich von Andern  
absondern, Separatisten, Abgesonderte.

Der Divan, so heißt der Staats-  
rath des türkischen Kaisers.

Sich Divertiren, auch amüsiren,  
besser belustigen.

Der Doktor, ein Mann der die  
höchste Würde in einer Wissenschaft er-  
langt hat. Daher giebt es Doktoren in  
der Medizin und Chirurgie, oder Arznei-  
wissenschaft; in der Theologie, oder Got-  
tesgelehrtheit; in der Jurisprudenz, oder  
Rechtswissenschaft.

Das Dokument, besser Urkunde.

Die Domäne, ein Gut das dem  
Landesfürsten oder dem Staat angehört.  
Dann auch jedes liegende Gut; daher  
Pfrunddomäne.

Die Dose, eine zierlich gearbeitete  
Büchse oder Schachtel, besonders zur  
Aufbewahrung von Rauch- und Schnupf-  
taback.

Die Drachme, war ehedem eine  
kleine Münze bei Griechen und Juden.  
Heute bedeutet es den vierten Theil eines  
Loches, ein Quentchen (Quintli).

Dressiren, zu gewissen Berrichtun-  
gen abrichten, z. B. Pferde zum Reiten,  
Hunde zum Jagen. Die Dressur.

Das Duell, besser ein Zweikampf.  
Das Duett, ein Musikstück für zwei  
Stimmen oder zwei Instrumente.  
(Fortsetzung folgt.)

### Etwas vom Taback.

Wer gerne sein Pfeiflein raucht, mag  
auch gerne das Kraut näher kennen, das  
er verbrennt. Der Taback ist ursprünglich  
ein amerikanisches Gewächs; und als die  
Europäer jenen Welttheil entdeckten und  
sich dort ansiedelten, so war das Rauchen  
schon überall üblich. Doch werden dort  
nur Cigarren, d. i. zusammengedrehte Ta-  
backblätter, geraucht, nicht aber geschnittener  
Taback in Pfeisen. Die Indianer wickeln  
das Kraut in Blätter von Türkenkorn  
(Meerkorn, Mais). Die Spanier nahmen  
dafür Papier. Indessen scheint dort der  
Gebrauch mächtig abgenommen zu haben,  
während er in Europa, wenigstens bei uns,  
offenbar zunimmt. Um das Jahr 1559  
erhielt unser Welttheil den ersten Taback  
aus der mexikanischen Provinz Yucatan.  
Der Gebrauch nahm unbegreiflich über-  
hand. Schon am Ende des sechszehnten  
Jahrhunderts (d. h. um 1590) ward in  
England bittere Klage geführt, „über die  
„Nachahmung der Sitten wilder Völker.“  
Man sagte: „Es könnte durch das Taback  
„rauchen die englische Natur des Menschen  
in eine barbarische verwandelt werden.“  
Auch bei uns war das Rauchen unter dem  
Namen des „sündlichen Tabacktrinkens“  
verboten. Die Thäter mussten 1 Pfund  
Buße bezahlen vor Chorgericht. Man fand  
etwas dem Teufel ähnliches darin, Rauch  
einzuschlucken und auszublasen. — Das  
Wort: „Taback“ kommt aus der alten

Sprache von der Insel St. Domingo, und bedeutet nicht eigentlich das Kraut, sondern die Röhre, wodurch der Rauch eingezogen wird. Es wäre sehr nützlich, wenn ein Raucher berechnen und bekannt machen wollte, was der Spaß ihn in einem Jahre kostet, für Taback, Pfeifen, Feuerzeug &c. &c.!

### Von ungewöhnlicher Witterung.

Allemal wenn etwa ungewöhnliche Witterung kommt, so sagen die Leute: „so ist es noch nie gewesen! Das ist nie erhört worden.“ Und doch war's in alten Zeiten gerade so wie jetzt. Vom Jahre 1502 wird geschrieben: Dies Jahr hat angefangen mit sehr großem Schnee und Kälte, also daß an vielen Orten viel Häuser und alle Wege mit Schnee, mehr als einen Monat lang, verlegt wurden; der brach auf den letzten Tag Janners, und that durch Wasser und Eauenen viel Schaden. Aber am 13. May war ein solcher Schnee und Kälte, daß man die Stuben heizten mußte.

Auf den 22. Juni kam ein grausamer Hagel, von Genf an über Bern, Zürich, den Konstanzersee hinaus in Schwaben; der Strich war zum schmalsten einer halben Meile breit, mit Steinen wie Hühnereier und Gänseleier, auch größer. Er schlug alle Feldfrüchte in den Boden, und viel Geflügel, zahme und wilde Thiere zu Tode; that auch großen Schaden an Dächern und Fenstern. Darnach kam Mangel und Theurung. Die Stadt Bern kaufte zu Basel und Mühlhausen 600 Mutt Kernen und Roggen und 2000 Mutt Korn, zu Speise und Aussaat für die Ihrigen. Auch eine große Krankheit herrschte, die nur in Basel

bei 5000 Menschen wegraffte. — Was soll man dazu sagen?

1) Es war immer wie jetzt, daß der Mensch nicht die Welt regiert, sondern ein anderer Meister ist, und das ist gut so, item ein gutes Temperir-Pulser für den menschlichen Hochmuth.

2) Was ehedem geschehen ist, kann auch jetzt geschehen. Wenn aber auch Theurung käme, so könnten wir uns der vollen Wirths- und Pintenhäuser und der leeren Kornhäuser getrostest. — !

### Von einer frömden Geschicht, die zu Bern beschah.

(Aus einer Chronik.)

In dem Jare 1399 war einer zu Bern gesessen, der kam für den Spital (wo jetzt das Klosterli ist) herab, und wollte über niedere Brück harin gan, und als er kommt zu dem Thurn enent der Brück, da war ein Knab darauf, der steig oben heraus, und wollte Vogel ausnehmen, und misshut sich und fällt herab eben auf den Galgenmeister; und von dem hohen schweren Halle fielend sie beid nieder, und beschach ihnen fast weh. Da beklagte der Galgenmeister den Knaben am Gerichte, daß er ihm seine Schmerzen und Schaden ableite (Schmerzengeld zahle). Da klagte der Knabe hinwider: der Galgenmeister hätte ihn geirrt an seinem Halle, und geräunte, daß er ihm das sollt ablegen (Wandel dafür thun). Dies Urtheil ward gezogen für die Weisen und stadt noch auszusprechen. — Nun, da die Weisen das Urtheil noch nicht ausgesprochen haben, so will es der thörliche Bote aussprechen, also: „es soll der Galgenmeister auf den Thurn steigen, und der

soll  
der  
ein  
so,  
den  
  
inn  
u ch  
der  
der  
  
re  
  
rn  
oo  
llt  
er  
a  
e  
z  
le  
n  
r  
e  
z  
t

„Knabe soll unten durch gehen, und der Galgenmeister soll herabfallen auf den „Knaben“ — und — Wie? das wollt ihr nicht? Nun so lasst's bleiben, vertraget euch im Frieden und danket Gott, daß ihr mit dem Leben davon gekommen seid.

### Etwas von dem Sektenwesen.

Man hat den Boten schon hie und da angestochen, er solle doch einmal die Sünder, Sekirer, Neutäufer und dergleichen Leute in seinem Kalender recht durchhecheln. Aber das will er nicht thun, und zwar darum nicht: 1) Es betrifft diese Sache die Religion, und die ist zu ehrwürdig und zu heilig, als daß sie im Kalender besprochen werden sollte. 2) Mit Spotten und Lächerlichmachen werden die Leute nur erzürnt, aber weder belehrt noch belehrt. 3) Zum Belehren und Bekehrern ist aber der Bote nicht der rechte Mann, und ist immer der Meinung, es stünde viel besser in der Welt, wenn jeder steif bei seiner Sache bliebe, und seine Nase nicht in anderer Leute Beruf und Amt steckte. Indessen will ich meine einfältige Meinung darüber aussprechen, wie folget:

Es hat zu allen Zeiten mancherlei Ansichten und Meinungen in der Religion gegeben, und so wird es seyn, so lange die Menschen Menschen sind. Darum hat man sich darüber weder sonderlich zu freuen noch zu fürchten.

Den Glauben kann und soll niemand zwängen. Zwang macht nur Heuchler, und Verfolgung ist ungerecht. Der Glaube gehört nicht vor das Gericht der Menschen, sondern Gottes.

Aber die Werke dürfen nicht frei seyn. Niemand soll und darf um seines Glaubens willen den Frieden seiner Mitmenschen stören, in ihre Rechte eingreifen, ihre Freiheit beschränken. Dafür ist die Regierung da, daß sie einen jeden in seine gebührenden Schranken weise, und darin behalte. Wenn also die Sekirer aller Arten sich an ihrem Glauben begnügen, sich still für sich halten, niemand auf irgend eine Weise antasten und den Frieden nicht stören, so lassen wir sie nur ruhig ihre Strafe ziehn. Jede Beleidigung wäre lieblos und darum unchristlich.

Treten sie aber aus ihren Schranken heraus, laufen sie wie Schwärmer im Lande herum um zu predigen, Jünger anzuwerben; dringen sie in die Häuser und entzweien die Leute; laufen sie zu Kranken, und belästigen die Sterbenden; lehren sie Verachtung der Kirche, der öffentlichen Gottesverehrung; lästern sie die von der Regierung angestellten Prediger u. s. w. dann sind sie nicht mehr unschuldig; sie haben die Glaubensfreiheit übertreten; sie stören den Glauben anderer; stören den häuslichen und öffentlichen Frieden, und das soll nicht geduldet werden.

Aber nicht die Einzelnen haben das Recht mit Gewalt sich dem entgegen zu setzen. Keinerlei Verfolgung darf eintreten. Die Regierung aber soll geziemend aufgefordert werden, Ruhe und Ordnung zu schaffen, und das Volk vor Verführung und Störung zu sichern.

So hat's der Bote von Iemand gelernt, dem er darum Dank sagt; denn er meint: das wäre das rechte.

## Von der Bärenjagd in Nordamerika.

Wir kennen in unserem Lande nur eine Art Bären, und der zottige Gast zeigt sich zum Glück sehr selten; denn sonst wehe unsern Viehherden. Amerika aber hat mehrere Arten dieser Thiere, und die Bärenjagd ist eine wichtige Beschäftigung der Indianer, d. h. der ursprünglichen Bewohner dieses Landes. Ehe sie auf einen Bären losgehen, bereiten sie sich mit feierlichen Reden und Ceremonien vor. Ist der Bär tot, so treten sie mit großer Ehrerbietung hinzu, reden ihn an wie einen nahen Verwandten, bieten ihm eine Pfeife Taback an, und bitten ihn gleichsam um Vergebung, daß man ihm Gewalt angethan habe. Ein Zuschauer erzählt: als ich einmal einen Bären erlegt hatte, traten die Indianer hinzu, nahmen den Kopf in die Hand, streichelten und küßten ihn, batzen tausendmal um Vergebung, daß man ihm das Leben genommen habe, nannten ihn ihre Großmutter, und sagten: er solle an ihnen nichts fürnen, denn ein Fremder habe es gethan. So wie man in die Wohnung kam, wurde der Kopf des Bären mit allem möglichen Schmucke behängt, der in der Familie zu finden war, Armbänder, Gürtel u. dgl. und nahe zur Nase ward ihm viel Taback gestellt. Die Lappländer haben eine ähnliche Verehrung für dieses Thier. Sie jagen und tödten ihn zwar auch; denn er ist ihren Rennthieren eben so gefährlich als bei uns den Schafen und Kindern. Sie essen sein Fleisch, sein Fett; sie benutzen seine Haut, seine Eingeweide. Seine Jagd ist ein Beweis von Tapferkeit. Aber sie hegen doch eine große Verehrung für dies Thier; nennen es nie

bei seinem Namen, damit er's nicht fürne, sondern sagen: „der alte Mann im Pelzrock!“ Greifen sie ihn an, so singen sie dazu, und bitten ihn, daß er sie nicht beschädige, seinen Tod nicht an ihren Heerden räche.

Merk!: jene Leute glauben, daß eine Art höherer Geister im Bären wohne, der auch nach seinem Tode ihnen noch schaden könnte. Das ist Aberglauben. Aber es giebt noch andere abergläubische Lappländer mehr, wenn sie schon nicht in Lappland wohnen.

## Spaß eigener Art.

In einer gewissen Stadt hält eine Frau neben dem Thore Obst feil. Sie ist eine stattliche Frau, seit wie ein gemästeter Kau paun, und breit wie ein Zehndspeicher. Da tritt ein junger Mensch hin, und beguckt ihr Obst. „Weitet ihr öppen gern vo dene Pfume? Si sy g'wüß gar gut.“ Ja, sagt der andere, gar gern. „Wie viel weit ihr? öppen es Hundert?“ Ja freilich! Richtig zählt sie ihm seine hundert Pflaumen in den Hut; jetzt ernießt sie sich, lehrt sich um, schnauzt die Nase; und in dessen marschirt der junge Mensch mit seinen Pflaumen weiter. Rechts um lehrt, macht die Frau, und will Bezahlung, aber weg ist er. „Heh heit us! heitne!“ schreit sie und wackelt ihm nach so streng sie mag. Er geht ruhig seines Wegs; und als ihn die Leute endlich aufhalten, und die Frau klagt: er habe Pflaumen gekauft und nicht bezahlt, so lacht er, und sagt: ey, gute Frau, ihr irret euch! Ich habe nichts gesordert, nichts gekauft. Ihr habt mir's freiwillig anerboten, und ich hab's mit

Dank angenommen. Was habt ihr zu klagen? Alles lacht die Frau aus, und sie zieht brummend ab. — Der Spaß ist so so! Der Vate wenigstens will ihn nicht nachmachen.

### Die wilden Schweine.

(Eine alte Fabel.)

Ein ungeheures wildes Schwein  
Das oft die Winzer (Rebleute) rasend machte,  
Gieng auf den Raub, und brach bei Nacht  
In einen reichen Weinberg ein.  
Es ward der Berg durchwühlt, da gieng  
in einer Stunde,  
Der Schweiß des ganzen Jahrs zu Grunde.  
Der Eber fand hierauf für gut  
Sich weiter umzusehn. Seht was der  
Zufall thut!  
Des Winzers Hütte stehet offen;  
Der Winzer selber schlief besoffen;  
Ein neues Glück für ihn. Der Trunk  
schmeckt auf die Kost.  
Der Eber fand ein Fäß voll Most;  
Er tunkt den Rüssel ein. O das sind  
Göttersäfte!  
Hilf, Bachus, hilf wie säuft das Schwein!  
Und schluckt den Saft der Trauben ein.  
Schlückt, und versäuft Gehirn und Kräfte.  
Es taumelt hin und her; fällt zu der Thür  
hinaus,  
Kömmmt wieder in den Wald, stößt sich an  
alle Bäume,  
Es stolpert, grunzt und schnaubt, und thut  
als ob es träume.  
Es hört's sein Weib, die Sau; und läßt  
ihr sumpficht Haus,  
Die ganze Freundschaft folgt; das Schwein  
wühlt in die Erde,

Haut nach der Mutter und dem Sohn.  
Flieht, Kinder, rief die Sau, eh' ein's  
unglücklich werde!

Die Schweine folgten ihr, und floh'n.  
Der Trunkenbold fiel ohne Sorgen  
In Schlamm, und schlief bis an den  
Morgen,  
Vom Morgen bis den Mittag d'räuf;  
Da stand er ganz gelassen auf,  
Und wollte wie zuvor sich seiner Freund-  
schaft nahen.

„Da kömmt das tolle Schwein!“ schrie  
die erschrockne Schaar;  
Sie floh'n das gute Schwein, ob es schon  
nüchtern war,  
So bald sie es von weitem sahen.

Ihr dummen Sauen ihr! Wie daß ihr  
euch nicht schämt?  
Wenn ihr jetzt unter Menschen kämt,  
Ihr würdet, ohne weit zu gehen,  
Dergleichen Tolle häufig sehen.

### Vierblättriger Klee bringt Glück.

Der Leser kennt das Sprichwort: „der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Und der Vate sagt: „das ist gut so!“ Denn wie gescheid und klug auch ein Mensch denken mag, Gott immer noch viel besser! Und wenn er mit seinem Lenken des Menschen Denken zu Nichts macht, und der Mensch laut jammert, so ist's gerade am Behesten gegangen, wie der Vate jetzt an einem Exempel zeigen will. — In der berühmten Handelsstadt Hamburg war ein Kaufmann, der wollte nach Amerika reisen mit seinen Waaren. Diese waren bereits im Schiffe, und am Abend vor der Abreise will der junge Mann noch von allen Orten und

Plätzchen der Vaterstadt Abschied nehmen.  
Denn eine Reise nach Amerika ist etwas  
ganz anders, als wenn einer im Dampf-  
schiff von Thun nach dem Neuhaus fährt,  
in Unterseen einen gebratenen Alabock ver-  
zehrt, und am Abend wieder heim fährt.  
So kommt mein Mann auch auf die  
Schanze, wo er sonst oft spaziert ist, und  
denkt: dert unten liegt das Schiff, das  
mich bald von der lieben Heimath wegfüh-  
ren soll. Wie wird's indessen hier geh'n  
mit allen meinen Lieben? Denn er war  
nicht der herzlosen einer, die nur sich selbst  
lieben. Wie wird's mir gelingen im fernen  
fremden Lande? Denn er war nicht der  
Narren einer, die meinen, daß in Amerika  
Geld regne, Silber schreie und die gebra-  
tenen Tauben in's Maul fliegen. In die-  
sen sorglichen Gedanken blickt er zu Boden,  
sieht ein vierblättriges Kleeblatt, und denkt:  
„das bedeutet ja Glück!“ und er bricht  
das Kleeblatt ab. Es war aber der Wall  
oder Schanze damals ein schöner Ziergar-  
ten, mit Bäumen, Blumen u. dgl., und  
bei hoher Strafe verboten etwas abzu-  
brechen. So steht die Schildwache hinter  
ihm, und arretirt ihn, und muß er, trotz  
alles Wittens, warten, bis abgelöst wird;  
muß trotz alles Wittens und Vorstellens  
auf der Hauptwache bleiben bis am Mor-  
gen; muß warten, bis die Polizei darüber  
geurtheilt hat. Indessen ist sein Schiff  
abgesegelt mit seinen Waaren, und er  
denkt: unglückseliges Kleeblatt! in welchen  
Schaden hast du mich gebracht. Indessen  
sucht er ein anderes Schiff um später in  
Amerika zu fahren, und berechnet, wie  
viel er bei diesen Umständen verliert. Aber  
der im Himmel hatte es besser gemeint, als  
der Mensch dachte. Deru als er bald

abreisen will, liest er in einem Zeitungs-  
blatte, daß das erste Schiff, mit dem er  
verreisen wollte, mit der ganzen Mann-  
schaft zu Grunde gegangen ist. Da tritt  
er an's Fenster, blickt mit nassen Augen  
zum Himmel auf und spricht mit gefalte-  
ten Händen: was Gott thut, das ist wohl  
gethan!

### Der feurige Mann.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Es geit e Ma mit stillem Sinn sy Weg  
I dunkler Nacht, am feistre Wald vorby.  
U woner da zum Eggethürli chunt  
Steit uf es Mal — i möcht nit byn ihm sy —  
Im helle Füür e Ma grad vor ihm zue.

„Aeh bah! Warum nit gar e Ma!“  
Ja g'schau, so küt wie n'ig u du,  
Mir g'säche frysti nume d's Füür.  
D' Fraufastechinder aber g'seh der Ma;  
U deren eis wär eben äine g'si.

Je nu! Er fürcht si nüt, u seit:  
„Gott grüß di! Bis de wer du bist.“  
U'd'ruf der füürig Ma: „Eh! kennst mi nit?  
„Mir sy doch alme z'säme i der Schul  
„Un Unterwysig g'si. Der Halti Benz!“  
B'hüt Gott! Bist du's? Wie chunst de  
du derzu,

Daz du im Schwefelfüür b'im Thürli da  
Mußt Schildwacht sy? — Jeht schnuse  
eismal

Der füürig Ma, u flammet us wie Strauß:  
„Wie chumen i derzu! Ach Gott erbarm's!  
„I bin e liederliche Sushund g'si;  
„Ha Hab u Gut im Branneturh vertha,  
„Ha All's verlumpet; u nit nume d's Geld,  
„Net der Verstand derzu verhüzt.  
„Da bin i volle einisch z' Nacht  
„Hieher zum Thürli cho. Es wot nit us;

Der feurige Mann.



„I wott jezt d'rüber siyge, g'heie d'rab  
„U todie bin i.“ — Eherbarm si Gott!  
Sag ist der nüt meh' z'helfe? nüt meh' z'thue?  
„Ach! Bis e Trunkenbold, wie n i bi g'si,  
„Ab mir erschreckt, u d's Suse de lat sñ,  
„Hilft Alles nüt.“ Jezt geit de Ma eweg,  
U süsszet bñ ihm selber: Helf dir Gott!  
Du chast no lang es füürigs Mannli sñ.  
Denn geb si eine jezt vom Suse lat,  
Fah lieber zechen ander a.  
Bal jedes Hus steckt jezt e Menen us  
Ach! Helf is Gott! Denn d'Montsche  
helfe nüt.

### Die Gemse.

Dieses merkwürdige vaterländische Thier gehört ganz den Alpen und Bergen an, und ist im flachen Lande unbekannt. Die Stockhornkette auf der einen, und die Ralligstöcke auf der andern Seite des Thunersees sind das unterste Ziel ihrer Wohnung in unserem Kanton. Im Sommer leben sie in den höchsten, steilsten und unzugänglichsten Gebirgen. Früh Morgens und Abends gehn sie auf die Weide; sonst aber liegen sie höher, gerne bei'm Schnee. Wenn mit dem Herbste das Gras in den Alpen verdorrt ist, und der Winterschnee die Alpen so frühe und tief zudeckt, so ziehen sie tiefer nach den Wäldern herab, in denen sie im Winter Schutz und Schirm suchen, und am liebsten unter den Schermtannen sich niederlassen. Das Thier lebt am liebsten in Gesellschaft von seinesgleichen; und ehe sie durch die habbüchtigen Jäger und die helvetische Jagdfreiheit so stark vermindert wurden, sah' man wohl 20—40 beisammen, jezt kaum 6—10. Die Gemse ist eines der schnellsten, flüchtigsten Thiere, läuft sehr schnell und zwar in den steilsten

Felsen, wo ihr kein anderes Thier, noch weniger ein Mensch folgen kann. Ihr Gesicht, Geruch und Gehör ist außerordentlich scharf. Von Menschen und Raubthieren beständig verfolgt, sind sie außerordentlich wachsam. Wo sie weiden, steht beständig eine auf der Schildwache. Riecht oder sieht sie Gefahr, so pfeift sie durch die Nase und der ganze Trupp flieht. Das Thier ist vom lieben Gott dazu bestimmt, in den unzugänglichen Berg Höhlen und Klüften das Gras abzuweiden, das sonst von keinem Thiere benutzt werden kann. Denn in der Natur ist nichts umsonst, und in der großen Haushaltung darf nichts verloren gehn. Im Sommer frisst die Gemse die feinsten, kräftigsten Alpenkräuter, im Herbst in den Wäldern Moos, dürres Laub und Gras, und im Winter die Borstfläche, d. i. dasdürre graue Moos, das in langen Bärten oder Zotteln von den Tannen herabhängt. Die Oberländer nennen diese Pflanze Rag. Gerne lecken sie an solchen Felsen, an denen ein gewisses Salz sich ansetzt.

Ende Oktober oder Anfangs Wintermonat kommt die Zeit wo sie am fettesten sind, und sich begatten. Die Böcke gerathen dann oft in heftige Kämpfe, wobei sie mit ihren Hackenhörnern einander von oben herab hauen. Das Weibchen trägt 20—22 Wochen, und wirft Ende Aprils oder Anfangs Mai meist nur ein, selten zwei Junge, unter einem überhängenden Felsen, an einem trockenen, einsamen Orte. Das Junge läuft der Mutter überall nach, und saugt sechs Monate lang. Sie hütet es mit großer Sorgfalt. Wird die Mutter geschossen, so bleibt das Junge oft bei ihr stehen, und wird wohl gar gefangen. Allein sie kommen in der Gesam-

genschaft nicht gut fort. Es fehlt ihnen die reine Luft und das Alpengras. Die Feinde, welche die Gemse in der Freiheit zu fürchten hat, sind: der Bär, der Luchs, der Wolf, der Adler und der Lämmergeier. Auch die Schneelawinen übersäßen nicht selten die Gemsen. Krankheiten haben sie wenige. Die sogenannten Gembsballen, die sich in ihrem Magen dann und wann finden, und denen sonst der Aberglaube wunderbare Kräfte zuschreibt, sind das Mämmliche, was sich auch bei'm Rindvieh vorfindet. Am gefährlichsten ist diesen Thieren aber der Mensch. Denn obschon die Gemsenjagd, wovon der Bote ein andermal erzählen wird, nicht nur höchst beschwerlich, sondern sehr lebensgefährlich ist, und schon viele Jäger dabei elendiglich umgekommen sind, so giebt es doch immer noch viele, die mit Hizze dieser Jagd obliegen, und mit Gefahr des Lebens die Gemsen in den wildesten Einöden oder Felsen außsuchen und schießen. Man ist das Fleisch, das aber an alten ziemlich hart ist; man verkauft die Hörner, aus denen die Drechsler allerlei verfertigen; vorzüglich aber ist die Haut geschält. Es ist aber doch mehr eigentliche Leidenschaft der Jagd als der Gewinn, was die Jäger treibt. — Der Bote will nicht auf die Gemsenjagd gehn, obschon er von einem zu erzählen weiß, der auch mit etnem Holzbein noch Gemsenjäger blieb. — Mancher singt aus vollem Herzen:

I de Flühne ist myn Lebe,  
Un im Thal thun i kei Gut.  
Was me seit ist alls vergebe;  
Gang doch nit, 's ist G'fahr um's Lebe!  
O ihr liebe, liebe Lüt!  
Eim win i bi macht das nüt.

### Sittenspiegel.

(Fortschung. Für Männer.)

Miggel sieht Tag und Nacht beim Glase,  
Wie theuer kommt ihn seine rothe Nase?

Karten und Würfel, und Würfel und  
Karten

Lassen den O nur den Spittel erwarten.

Peter mit Weibervolch schändlich hanthiert,  
Bis er in Elend und Schand wird geführt.

Gerne ein vornehmer Herr wäre O  
Aber Verstand und Geld fehlt ihm dazu.

Ey wie der Rudi von Weisheit stets spricht,  
Doch nur er einzig, die anderen nicht.

Sami — Schelm darf ich dich freilich nicht  
schenken,

Liehest du aber das Stehlen nur gelten.

Du, Trips, du wärst im Hause Herr;  
Wenn nur deine liebe Frau nicht wär.

Ulli het Gastig, so viel me ha ha,  
Sy hübschi Frau, seit me, syg Schuld dara.

Mancher klagt über ein dreifach W:  
Wein, Weiber u der Weibel z'g'seh.

X für U macht dem Xander die Frau.  
Eh' du weibest, erst schau und dann trau.

Glücklich wär jede z'hindrist im Z,  
We niemet nüt an ihm z'iadle hät.

### Kahennarren.

Wer eine, oder nach den Umständen mehrere Kähen hält, damit sie ihm die Mäuse wegfangen, den wird Niemand tadeln. Wer aber die Kähen behandelt wie Kinder, sie auf allen Stühlen herumliegen,

wohl gar auf dem Tische herumspazieren läßt, sie zu halben oder ganzen Dukenden futtert, und vielleicht besser behandelt als seine Dienstboten, der ist kurzweg ein Kakennarr, oder eine Kakennärrin. Der bekannte wißige Abraham von Sankta Clara sagt von solchen:

Eine schlechte Freud mag den ergehen,  
Der Kaken speist und pflegt zu hecken,  
Die ihm zu Lohn eins musiziren,  
Und oft gar auf den Tisch hofiren,  
Das ist ein Schleck für Kakennarren;  
Der Schatz dazu den sie verscharrn.

Einer der größten Kakennarren war aber wohl jener alte Advokat in Nürnberg, der 1784 in einem Alter von 84 Jahren starb. In seinem Testamente verordnete er für seine hinterlassenen Kinder — nein! Kaken, folgendes: Jede Kake sollte täglich drei Baken Zehrgeld haben, und seine alte Köchin sollte dieselben warten und pflegen. Sie durfte darum mit seinen Kakern zinsfrei in seinem Hause wohnen, erhielt ein eigenes Bett, 25 Gulden und vierteljährlich 4 Gulden Holzgeld, damit die armen Thiere nicht frieren, u. dgl. — En Narr und kein Ende!

### Sonderbarer Ehestand.

Am Samstag erhielt Herr G... Dispensation seines Bruders Tochter heirathen zu dürfen. Am Sonntag wurden sie verkündet. Am Montag war förmliche Verlobung. Am Dienstag Hochzeit. Am Mittwoch bekommt die junge Frau ihr erstes Kind, und läßt es sogleich taufen. Am Donstag wird sie krank und erhält die letzte Oelung. Am Freitag stirbt sie, und wird am Samstag begraben.

Merkles Leser: 1) Das waren latholische Leute, und 2) es geschah in Deutschland. Hier bei uns kostet Heirathen schon mehr Zeit und Kunst.

### Ein Schelmenstück eigener Art.

In einem Theater in London ward einmal im Gedränge ein junger, hübscher, reich gekleideter Engländer erdrückt. Sogleich nahet ein älterer, ebenfalls wohlgekleideter Herr, und ruft mit Schmerz: „mein Sohn! o mein Sohn! Man macht Platz, der Alte schafft seinen Sohn heraus, und — die Komödie spielt ruhig fort. Am folgenden Tage erscheint in allen Zeitungen die Bitte eines berühmten Lords, man möchte ihm doch den Leichnam seines gestern im Theater erdrückten Sohnes wieder schaffen. Am nämlichen Tage zeigt ein berühmter Anatom an: er habe einen Leichnam zur Sektion gekauft, und werde denselben gegen 6 Pfund Sterling, ist etwa so viel Duplonen, unversehrt wieder ausliefern. Was war die Geschichte? Der Alte, der im Theater sich für den Vater des Erdrückten ausgab, war nichts mehr als ein Spitzbube, er schaffte den Todten vom Theater weg in eine Mietkutsche, führte ihn heim, nahm ihm Uhr, Geld, Banknoten und Kleider und verkaufte den nackten Leichnam jenem Arzte. Eben darum geht der Vater nie in London in's Theater.

### Der erstaunte Barbier.

Es sind sonst lauter pfiffige Leute die Barbier und wissen den Marktbauern allelei Bären aufzubinden, während sie ihnen den Bart abmachen. Aber einmal ward

einer auch tüchtig vexirt; und das geschah ihm schon recht. Ein Fremder ließ ihn in den Gashof holen; setzt sich hin, und der Bart wird glücklich abgenommen. Der Herr geht nun in's Nebenzimmer, denn er will sich lieber selbst abwaschen. Er kommt zurück, der Barbier macht einen höflichen Kratzfuß, und will die Bezahlung abnehmen, aber wie erstaunte er als der Herr sich wieder hinsetzte, den Bart noch im Gesichte hatte, und ihn ungeduldig fragte: „nun! wollen sie mich nicht bald barbiren?“ Zitternd vor Schreck sagte der Barbier: „aber mein Gott! ich habe sie ja eben erst barbirt.“ Ihr seid ein Narr, sagte zürnend der Fremde. Macht fert, daß ich fertig werde. Angstlich fieng der arme Barbifer seine Arbeit von neuem an. Aber sein Erstaunen wuchs mit jedem Augenblicke, denn er entdeckte während der Arbeit ganz die nämlichen kleinen Zetchen, Flecken, Warzen, Muttermal wie das erste Mal. Das Ding kam ihm verdächtig vor. Er witterte Zauberei; und als er fertig war packte er in größter Eile zusammen, und lief ohne Bezahlung davon.

### Wie das zuging?

Nun! Denkt nur nicht an Zauberei und Verblenderei. Es löst sich ganz natürlich auf. Es reisten zwei Zwillingssbrüder mit einander, die sich bis auf die allerkleinsten Merkmale so vollkommen gleich sahen, daß selbst ihre nächsten Verwandten, ja ihre Eltern selbst sie nicht von einander unterscheiden konnten. Nun begreift der Leser schon, daß sie mit dem Barbier sich einen Spaß machen, und mit einander

tauschten. Es sind nicht alle Späße so unschuldig!

### Der Hund und die zwei Haasen.

Ein Jagdhund verfolgte einen jungen Haasen. Schon hatte er ihn so gut als erreicht, da sprang ein älterer, weit größerer Haase auf und floh.

Hier ist sichtlicher Gewinn! — dachte der Hund, verließ jenen und setzte diesem nach, doch seine Kräfte waren schon zur Hälfte fruchtlos verschwendet. Der frischere Rammler entfloß ihm, und der geizige Hund erhielt von zwei Haasen zu lebt keinen. Lieber Freund! sei mit einem kleinen, aber sichern Vortheil zufrieden. Wer allzuviel begeht, erwirbt oft am Ende gar nichts.

### Guter Rath.

Im Jahr 1278 kam König Rudolf nach Straßburg, und zog ein bei einem Kaufmann, der ihm bekannt war; den fragt er, wie es ihm in seinem Handel erginge; ob er auch Glück und Gewinn hätte? Der antwortete ihm: Nein; dann was er auch immer ansänge und fürnehme, das gienge ihm alles zurück, und müste immerdar verlieren. Der König sprach: dieweil dir dann das Glück zuwider ist, so will ich 500 fl. in dein Gewerb legen, und du sollst gleich eben so viel darschießen, damit wollen wir in'sgemein handeln, mit dem Beding, daß was verloren wird, soll mir verloren seyn; doch mußt du mir, und nicht dir folgen. Gehe derowegen hin, und kaufe die Häringe hier oben im Lande alle

H

auf, und führe sie gen Cöln. Dagegen kauf zu Cöln allen Wein auf, und führe den heraus; welcher Rath und Anschlag dem Kaufmann seltsam vorkam; aber er mußte es diesmal wagen und dem König folgen. Als er nun gen Cöln kam, war der Häringfang misstrathen, und gewann wohl 2 fl. an jeder Tonne über alle Kosten; damit erkauft er viel Weins, und ehe er denselben heraufbrachte, erfroren alle Reben auf Urbani, daß eine Maas guten Weins 8 Pf. galt. Dagegen war die Frucht, sonderlich der Haber überaus wohlfeil, dann ein Viertel 8 Pf. galt. Da gewann er noch ein gröberes am Wein, also daß er reich wurde. Er machte sich auf, und zog zu König Rudolf, erzählt ihm's, wie sich der Handel angelassen, und wollte ihm sein Hauptgut sammt dem Gewinn wieder zustellen. Das schenkt ihm der König Rudolf alles und sprach: Also muß man dem Glück, wann es sich wiederwürtig erzeigt, vorlaufen, und das hinderst zum vordersten angreifen; doch sollt er solches nicht viel brauchen, dann es nicht allezeit gerathe.

### Ein kräftiges Heilmittel für Wunden.

Ein bewährtes Hausmittel bei allen Arten von Verwundungen und Quetschungen ist der Honig, welcher aber völlig rein und ohne betrügerischen Zusatz seyn muß. Die Art, damit zu versfahren, ist ganz einfach. Sobald Jemand das Unglück hat, auf irgend eine Weise verwundet oder gequetscht zu werden, daß die Haut verlebt oder mit Blut unterlaufen ist, so darf er nur sogleich auf ein doppelt oder dreifach zusammengelegtes Stückchen Leinwand eine

Menge Honig aufstreichen, dieses auf die frische noch blutige Wunde legen, und solche verbinden. Es muß aber vorher auf die Verlebung durchaus kein Wasser, Wein, Zucker, oder sonst etwas gekommen seyn; denn je frischer die Wunde ist, desto wirksamer beweiset sich die Heilkraft des Honigs. Er heilt die Wunde schnell, indem er das Blut stillt, sie vor aller Entzündung, Geschwulst und Eiterung frei erhält, und das Wachsen des wilden Fleisches verhindert. Ist die Wunde groß und tief, so kann nach 4 bis 5 Stunden ein neues und frisches Honigpflaster aufgelegt werden, und es wird sich alsdann von selbst zeigen, wie die Wiederholung nöthig seyn wird; gewöhnlich ist schon 24 Stunden nach dem zweiten oder dritten Umschlage kein neues mehr nöthig.

### Der Maskenzug.

( Mitgetheilter Brief an einen Freund  
in B... l. )

Du schreibst mir da von euerem Carneval und den Maskenzügen, und bedauerst, daß ich das Ding nicht mit ansehen konnte. Eh! Lieber, dergleichen mancherlei Erscheinungen kommen mir so häufig vor Augen, daß ich einen ganzen Jahrmarkt, oder auch ein Carneval daraus zusammensehen könnte. Die Hausschelle geht! Was ist's? Ein ärmlicher Kerl, dem Fortunatus Wünschhütlein fehlt, bittet um Steuer um mit Weib und Kindern nach Amerika auszuwandern. — Ein katholischer Student bittet in schlechtem Latein um ein Bistum. — Ein großer stattlicher Herr bietet Schuhwachs oder Schwärze an, dergleichen noch

die  
ind  
her  
er,  
en  
sto  
es  
in-  
nt:  
et  
ei-  
ob  
en  
je-  
on  
ig  
r  
v  
wie  
sie  
existirt hat, und hausirt nebenbei mit extra gutem Neuenburger. Jetzt kommt einer mit Mäusegift und Rahenpulser. — Kaum halte ich wieder die Feder in der Hand, so klopft's an der Thüre. Ein fallirter Kaufmann sammelt Steuer um seine Kreditoren zu befriedigen. — Mit geheimnissvoller Mine tritt ein anderer ein. Es ist ein entlaufener Koch aus einem Kapuzinerkloster, der über seine alten Herren schimpft. — Was will der Herr im großen blauen Mantel? „Ob der Herr nicht etwa gute Streichriemen für Rasiermesser braucht?“ Da kommt ein Commiss von einem Buchhändler, die sich nicht daran begnügen ganze Hände voll pomphafster Ankündigungen mir über den Hals zu schicken, und mit dem Posaunenschall des Ruhms die Ohren zu betäuben, sondern noch obendrein ihre Häuslerer herumsenden. — Nun was will jetzt das kleine Männlein? Es hat vor trefflichen Wanzenspiritus zu verkaufen. Und der deutsche Herr da? Er ist ein Missionär, und reist nach den erweckten Christen. Warum nicht lieber nach den schlafenden? Jene bedürfen ja seiner nicht. — Was beliebt dem Herrn? „Ich bin ein getaufter Jude, und sammle Pränumeration auf ein Werk das ich herausgeben will, über die Symbolik der Juden. — „Eh Herr! I hätt o gern es eiges Hüsi u ha nüt derzu; wettit ihr mir nit öppis d'ra stüre?“ — Was beliebt Madam? „Ach ich bin die unglückliche Witwe eines im Kriege gefallenen Offiziers, und reise nun nach seinen entfernten Verwandten.

Siehst du, lieber Freund, so ziehen diese Figuren an mir vorüber. Bleibt mir etwas zu wünschen übrig, so ist's, daß

sie doch alle in einem Zuge zugleich ausmarschirten, damit ich nachher Ruhe hätte zur Arbeit. Noch besser — wenn sie mich ganz in Ruhe ließen. — x —

### Eine nützliche Erfindung zur Nachahmung.

In der Stadt Paris giebt es wandrende Küchen. Auf einem großen Wagen fahrt die Küche durch die Straßen, und jeden Augenblick findet man da gekochte Speisen. Das ist sehr bequem. Wie wär's wenn ein gemeinnütziger Mann in unserem Kanton etwas Aehnliches mache, und ein wanderndes Wirthshaus auf einem Wagen auf der Landstraße fahren ließe? Es ist doch ein Unglück, daß der Reisende ganze halbe Stunden laufen muß, ehe er von einem Wirthshause zum andern kommt, und er würde es sicher in allen Zeitungen als einen mächtigen Fortschritt in der Civilisation preisen, wenn er eine so gemeinnützige Anstalt in unserem Kanton anträfe. — Eine? Nur Eine? — O sorget nicht! Es würden bald auf allen Landstraßen ähnliche Institute auftreten; denn Tausende laufen zusammen wo sie einen Kreuzer zu finden meinen, und sollten sie ihn dem † † vom Schwanz abklauben.

### Eine Nydle-Parthie.

Eine Zahl Töchtern, versteht sich alle hübsch, und gebildet auch — versteht sich ebenfalls, verabredeten eine Landparthie, mit eintigen artigen jungen Herren. Wir wollen einmal die herrliche Natur genießen! Ja wir wollen eine Nydlen essen! Ach ja! Im Freien, unter einem schattigen Baume!

O ja! Herrlich! Im grünen Grase, so recht ländlich! Vortrefflich! Herr Y. macht dann eine Idylle darüber! Ja! und du Marie machst ein Nydlenlied. So sprachen sie unterwegs. Angelangt ward alles bestellt. Eine große Schüssel mit Nydle ward in's Gras gestellt, und leichtfüßig eilten alle herbei, mit Löffeln bewaffnet, recht poetisch sich im Kreise herum zu lagern. Aber siehe, ein ganzes Heer Heuschrecken ward durch die Ankommenden aufgeschreckt, sie flohen, und im Augenblick schwammen sie duckendweis in der Schüssel im weißen Meere herum. Die schöne Nydln war verunreinigt und unbrauchbar. Eine andere Schüssel ward bestellt; aber jetzt flüglich unter der Laube auf den Tisch gesetzt. Fröhlich lagerte sich die Gesellschaft, und war eben am Zugreisen, als ein kleiner Junge die Hühner aus der Küche jagte. Geängstigt flogen sie schreiend herum, und eine schwarze Henne stand im Augenblick mitten in der Schüssel, und nach kurzem Staunen über die holde Gesellschaft erhob sie sich, schlug die Flügel, bespritzte sämtliche Gäste mit Nydlen und flog über ihre Köpfe weg. — Stroh, Sand und Mist von den ungewaschenen Füßen der Henne blieben in der Schüssel zurück. — Dem Verdruss darüber haben wir's zu danken, daß Herr Y. keine Idylle und Marie kein Lied gemacht hat. —

Wie ist das gemeint?

Schärer oder Dokter. Gruß Gott! Statthalter. Weist o, daß der Chrämer dâne z' B. gar schlecht ist?

Statthalter. Heh! Dâ ist syr Lebtig e schlechte Pusch g'si!

Schärer. Ja nit e so! I meine er sng chrank!

Statthalter. Hm! Uchrut verdirbt nit!

Schärer. Ja, er ist wäger gar schlecht; i muß all Tag meh weder einisch zu'n ihm!

Statthalter. So erbarm si Gott syr Seel.

Schärer. Eh! Er ist ja no nit tod.

Statthalter. Hoh! We du all Tag meh as einisch zu'n ihm geisch, so gäb i für sys Lebe ke Chrüzer!!

### Der Ritter von Strättlingen.

(Aus einer alten Chronik.)

Aber der von Strättlingen war von Königs-Geschlecht geboren, und kam von Engelland. In den Zeiten sollten die König von Engelland und von Frankreich ein Streit mit einander halten; und als man kam auf die Wahlstatt, da kam als groß Welt (so viel Volk) daher, daß von beiden Theilen von Männernamen wenig daheim blieben waren. Da gedachten etlich weise Leute zu beiden Seiten, wie ein kläglich Ding es wäre, daß sie also einander er töden sollten, und Weiber und Kinder nicht mehr sehn. Dieselben Weisen ließen einen Frieden für alle auf diesen Tag aussuchen, und wurden die Sachen vor menlichen offen: so daß man zu Rath ward, daß jedweder Theil einen Mann dargeben sollt, und die zween sollten mit einander kämpfen, und welcher Theil Kampfes obgelegen, derselbe sollt auch der Sach obgelegen seyn, (die Sache gewonnen haben, um die der Krieg war.)

Nun hatte der König von Frankreich einen gar fürnemmen Ritter; der hatte das Wort, daß er zweier Manns Stärke hätt; der ward alsbald zu einem Kampf dargeboren. Der König von Engelland sollte auch einen Kämpfer gegen den darbieten. Da konnte er unter aller seiner Ritterschaft Niemanden finden der den (Kampf) bestahn wollte. So verzog sich die Sach gar lang. Wie viel man Guts darum verhieß, niemand wollt sich an ihn wagen, bis der fremde Guest, der Herr von Strätilingen, das versprach. Die Red kam für den König (von Engelland); der besandte ihn bald, und bat ihn mit großem Fleiß, sich des Kampfes zu unterwinden. Da sprach der von Strätilingen: „Herr König, das stöhnd mir nit wohl; Ich bin ein fremder Mann; Ich soll der Kron von Engelland nit Ehr etnlegen, da so viel Ritter gegenwärtig sind.“ Nein, sprach der König, lahnd alle Reden unterwegen und behaltet uns unsere Ehre, daß wir nit zu Spott werden. Der von Strätilingen mußt sich von großer Bitt wegen der Sach unterwinden. — Also hieß man ihm bald das Imbis bereiten. Und da er gnug gessen und getrunken hante, da hieß er sich führen in den Ring, da er kämpfen sollte, und setzte man ihn in einen Sessel: also wartet er seines Widersachers so lang, daß er in dem Warten entschlief, und schlief so fest, daß er ruhet (d. i. schnarchet), daß es männiglich hörte, und man wohl sah, daß er schlief. In den Dingen so kommt sein Widersächer; dem ward bald geset, daß er schlief. Da erschrack er und sprach: „Fürchtet er mich so wenig, daß er schlaset, das ist ein Zeichen, daß ich nit mit ihm kämpfe.“ Und konnte und

mochte niemand ihn in den Ring bringen. Also gewann der von Strätilingen den Kampf mit Schlafen, und gewann dem König von Engelland sein Sach. Der dankt ihm darnach seiner treuen Dienste, und begabt ihn mit Land und Leuten in Engelland, und macht ihn reich.

Käm' jeder Sieg im Schlaf, so wär das leichtes Spiel.

Es gäbe dann fürwahr der tapfern Helden viel.

### Ein Nachtstück.

Es sieht e Frau i spather Nacht  
Vit Lampe! O Chinder schlase scho;  
Iek leit die Mutter d's Bettbuch weg,  
Und süßet byre selber so:  
Wie macht doch o my Hans so lang!  
Es wird mer Angst, es macht mer bang.  
Bal isch es Mitternacht! Er chunt  
No nit vom Wirthshus hey! — Ach Gott!  
Wie wird's mer ga! — So mångi Stund  
Muß i da warte nebem Chind!  
U chunt er hei so fahrt die rechti Noth  
Erst a! Es wäht e böse Wind  
Im Wirthshus. Da ist Brön; u Wy;  
Sy Zytige, u hiszig Chöpf derzu;  
We das de z'same jähset, git es gly  
Es Donnerwetter! — O wie gnueg  
Han i scho mångisch d'Zytige verwünscht,  
Und ihres Schelten, ihri Lugthünst! —  
— Ist das nen ächt? — Nei z'Huuri  
schreit e so!

Wär doch d' Politik nit id's Dörfli cho,  
So wär my Hans no geng e gute Ma;  
Wär ärstig, blib o gern daheim,  
Wie nig ne zerst mångs Jahr ha gha.  
Syt dem er das politisch Fieber het  
Ist alles anders! — Nüt als Zang u Strye,

Vom Morgen bis er uf em Strausack lht. —  
— Jezt chunt er. Ach! I g'höres scho am  
Tritt

's het g'sehlt! Er trappet wärli dry  
As müßt es als vertrappet sy.

Der Mann.

Heh! Sakredie! Chast du nit use cho!  
Soll i der Grind mir a der Thür nschloß?  
Du schleißigs Plag! Enandre na  
Mach Gasse. —

Frau.

Nei was denkst doch, liebe Ma,  
's ist Mitternacht.

Mann.

Halts Mul, u mach  
Daz Gasse chunt! I bi der Herr im Hus,  
U du sott wüsse, daz d' e Meister hest.  
La g'seh! Chum her, nimm d' Zittre da,  
I wott jez grad eis g'sunge ha! —  
Was pfennisch? — Da hest eis zum Grind.  
Jeß weisch es! — Along! Sing jez g'swind.

Frau.

I dent i gang ga Gasse choche!  
d'Seite sy auf der Zittre broche.

Mann.

Worst singe du? du — du Allischand!  
G'schau i jerschläh dir d' Zittre a der Wand.  
Jeß hesch es! Warum folgst nit!  
Chast mira pfänne so viel de witt.

Häusliche Erziehung auf zweierlei  
Manier.

I.

Christeli. Denk doch Müeti! Benze  
Hansli het hüt i der Schul müsse i d'Stu-  
ben use stah!

Mutter. Eh! er wird denk nüt g'fol-  
get ha!

Bethli. Heh! Es het ne eine verchlagt  
er heig gar wüst g'shwore, u du het er's  
geng g'laugnet; u du heine die andere über-  
weise, u der Schulmeister het g'seit: e Lugi-  
ner soll nit bi den ehrlische Chinde sihe.

Mutter. Da het der Schulmeister gar  
recht. Lügen ist ein häßlicher Schandfleck  
und ist gemein bei niederträchtigen Leuten:  
seit Strach. E Lugi ist gar e wüsti Sach.

Christeli. Müeti! Was ist de ne Lugi?

Mutter. La g'seh Bethli; Chast dun  
ihm ächt das ase säge?

Bethli. Heh! E Lugi ist oppis das  
nit wahr ist.

Christeli. So hest du mir diemale on  
e Lugi g'seit, wo du mir da erzählt hest,  
wie der Fuchs mit em Güggel g'redt heig.  
Das ist emel nit wahr; d' Fuchs u d' Güggel  
cheu ja nit rede.

Mutter. Lueg, das ist d'rüm e Fabel  
Esopi.

Christeli. Aber es ist doch e Lugi.

Mutter. Es ist notti en Unterscheid.  
Aber wart der Aetti chunt; då cha dir's  
denk besser brichte.

Vater. Was soll i brichte.

Bethli. Mir wette gern wüsse, was  
für ne Unterscheid syg zwüsche re Lugi u re  
Fabel.

Christeli. Heh ja! Bethli het mer  
diemale e Fabel zählt, wie ne Fuchs un e  
Güggel z'same g'redt heigen, un i ha g'seit  
das syg e Lugi.

Vater. Hest du g'meint, Bethli, der  
Christeli soll das e so glaube wie du's  
zählst hest?

Bethli. He nei! I ha wohl denkt er  
wüssi das

Vater. Drum ist die Fabel freilich eine erdichtete Erzählung, aber bei Lugi We men aber anderen oppis seit das nit wahr ist, u me wot si mache z'glaube es sing wahr, das ist e Lugi. U lueget Chinder, es ist nit hurti oppis wüsters, weder das Lüge. Das Lüge führt zum Stehle n zun allem Böse.

Bethli. Heh ja! Drum heiszt's im Heidelberg: leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit.

Mutter. Ja un es Sprüchwort seit: Wer lügt der stiehlt, wer stiehlt der lügt, Das ist ein Sprichwort das nicht trügt.

Un umhi heiszt:  
Ein Lugner und ein Dieb  
Sind keinem Menschen lieb.

## II.

Bube kommt heulend in die Stube.

Vater. Was hest aber z'pläre? Du chäzers Pläri.

Bube. Heh! Der Grichtsäf da åne het mi gar unerchant ghaaret.

Vater. Warum? Was hest g'macht?

Bube. Heh! I han ihm da es Paar vo dene große Frauebire ab em Ghål gno, un er ist du derzu cho, u het mer g'seit i sing e Schelm, un het mi g'haaret.

Vater. Du chäzers Lümmel, das du bist! Hest nit chöne warte, bis es wår Nacht g'si! De hät's niemer g'seh!

Mutter. Ja, du bist emel o der Dümmt! Emel dir chunt geng alles us! I ha du das Messer o müssen ume gå, wo du am Märit dem Chrämer erwütscht hest. U wår so nes styfs Messer g'si!

Der Bote bittet um Vergleichung dieser beiden Auftritte, und fragt: was vermag Schule und Schulmeister, wo die

häusliche Zucht nicht nachhilft, und die Unzucht wieder zu Grunde richtet, was die Schule bauet?

## Noch etwas vom Kaffe.

Das eigentliche Vaterland dieses so allgemein beliebten Strauches soll eigentlich Egypteu seyn, von wo er nach dem glücklichen Arabien verpflanzt wurde. Erst im Jahre 1657 kam der Kaffe aus Arabien nach Marseille. Später haben die Holländer, Engländer und Franzosen, und zwar vorzüglich auf Java, Zeylon, Surinam, Cayenne u. s. f., bedeutende Pflanzungen angelegt. Die feinste Sorte ist die, welche unter dem Namen „levantischer“ oder „Mockakaffe“ bekannt ist. Sie kommt aus Arabien und hat ihren Namen von dem Orte Mocka, wo eben die Hauptablage ist. Diese Art hat kleine grüngelbe Bohnen. Ihm folgt in der Güte der Javakaffe, aus Ostindien; die Bohnen sind größer und gelb. Dann folgt der Surinamkaffe, aus Westindien, die Bohnen sind auch gelb, aber viel größer. Noch weniger gut glaubt man den Martinikaffe, mit kleinen Bohnen. Der Kaffe Bourbon, mit weißlichen Bohnen, ist der geringste.

Bei der Bereitung zum Getränk kommt gar viel auf das Rösten an. Schwach geröstet ist er schwer zu mahlen, verliert zwar weniger am Gewicht, aber das darin enthaltene Aromatische, was ihm eben seine Unnehmlichkeit giebt, wird dann nicht hinlänglich entwickelt. Wird aber das Rösten zu stark, so wird eben wieder das Beste durch die zu große Hitze ausgetrieben, und der Kaffe verderben. Er darf eigentlich

nicht dunkler werden als kastanienbraun. Die gelehrten Herren, die wohl auch gerne Kaffe trinken, haben nun auch das Kochen untersucht und befunden: 1) Man soll den Kaffe nie weiter als bis zur anfangenden kastanienbraunen Farbe rösten. 2) Man soll den Aufguß mit Wasser nie zum eigentlichen Kochen kommen lassen, weil dadurch, wie durch zu starkes Rösten, eben das Beste verloren geht. 3) Das reinsteste, harteste Wasser, ist zum Kaffe gerade das untauglichste, und viel besser wäre reines Regen- oder Schneewasser. 4) Es ist nicht ratsam den Kaffe in großer Quantität geröstet vorrätig zu halten. Je frischer geröstet man ihn braucht, desto besser ist er.

Der Vore hofft für diese Nachrichten auf den Dank aller Kaffetrinker im Lande.

### Die Schlacht bei Laupen 1339.

(Siehe die Vorstellung.)

Der Vore hat sagen gehört, daß im Jahr 1339 ein großes Fest zur Feier der Laupenschlacht gefestet werden solle. So will er erzählen von jenem Kriege und der großen Schlacht, und will sie zeigen im schönen Bilde.

Da Herzog Berchtold von Zähringen im Jahre 1191 die liebe Stadt Bern baute, war seine Absicht dem übermuthigen und gewaltthätigen Adel dadurch Schranken zu setzen, und den Bedrückten eine Zuflucht in seiner Stadt zu eröffnen. Darum hasten die Grafen und Herren die Stadt gar sehr, und von Anfang an hatte sie gar manchen harten Strauß mit denselben zu bestehen. Aber eben in diesen Fehden und Kämpfen bewies die Bürgerschaft solche Eintracht, Entschlossenheit und Tapferkeit, daß Bern

je länger je größer ward. So wuchs auch der Haß der Herren und Grafen. Sie versammelten sich zahlreich bei dem Grafen von Nidau, brachten eine Menge erdichteter oder sehr übertriebener Klagen gegen Bern vor, und wurden einig: „Bern wolle dem Adel die Oberhand entreißen und sie an das Volk bringen; darum sey es vergeblich diese Stadt von einzelnen Unternehmungen abzuhalten; sie müsse mit ganzer Macht von Grund aus vertilgt werden.“ Sie fiengen sogleich die Rüstungen an, und sperrten gegen Bern Handel und Wandel. Allgemein herrschte die gespannteste Erwartung, wie wird das enden?

Bern blieb ruhig ohne Leichtsinn, mutig ohne Hitze und Troß. Der Rath beschloß: gerechten Forderungen Genüge zu leisten; Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Man hielt zu Burgdorf eine Unterredung mit den Herren. Einer nach dem andern trat mit Klagen auf, und unter mancherlei Vorwand wurden gewalzige Forderungen an Bern gestellt. Die Gesandten antworteten mit ruhiger Würde; boten alles an, was mit Recht und Billigkeit bestehen konnte: „Niemand werde von ihnen Friede und Recht vergeblich begehrn; sie werden alles dem Frieden willig aufopfern, ausgenommen das Recht.“ Aber umsonst! Es war im Rath der Herren und Grafen beschlossen: Bern sollte untergehen.

Siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, d. h. mit fürstlicher Würde, zwölshundert vollrüstige Ritter, bei dreitausend Mann zu Pferde und über fünfzehntausend Mann zu Fuß sammelten sich zum Streit wider Bern.

Bern erschrak nicht, sondern rüstete mit Besonnenheit zur Gegenwehr. Wo

Die Schlacht bei Laupen 1339.



ein Vater zwei Söhne hatte, mußte einer zur Besetzung nach Laupen, damit die andern zur Hülfe um so mehriger seien. Sechshundert Mann zogen aus nach Laupen, wo Anton von Blankenburg den Oberbefehl führte. Um diese kleine Stadt sammelte sich nun das Heer der Feinde. Jede neue Schaar ward mit Freudengeschrei empfangen. Mancherlei fröhliche Lust; und Ritterspiel ward im Lager getrieben.

Damals war Rudolf von Erlach als Dienstmann bei dem Grafen von Nidau, dessen Sohn er Pfleger war. Er besaß viele Güter, die er in diesem Kriege zu verlieren fürchten mußte. Der Graf gestattete ihm nach Bern zu gehen, und mit seinen Mitbürgern zu stehen. Er sagte: „Es sei ihm gleichgültig bei der Menge seiner Ritter diesen einen Mann zu verlieren.“ Von Erlach antwortete: „Ihr sagt, Herr Graf, ich sei ein Mann; als ein Mann will ich mich zeigen.“ — So ritt er auf Bern, und ward sogleich zum obersten Anführer gewählt. Er sprach zu den versammelten Bürgern: „Sechs Feldschlachten hab' ich mitgehalten, wo allemal von der geringern Zahl das größere Heer geschlagen worden ist. Gute Ordnung ist ein sicheres Mittel in Schlachten zu siegen. Gleich wie die Menge nicht hilft gegen geschickte Anordnung, so hilft ohne Ordnung die Tapferkeit nichts. Freie Männer bleibet ihr nur, wenn ihr zu gehorchen wißt, wann und wem ihr sollt. Ich will nicht euer Hauptmann seyn, ohne volle Gewalt.“ Das Volk schwur ihm Gehorsam. —

Laupen ward indessen belagert, bestürmt, hart bedrängt, aber es hielt sich durch die Tapferkeit seiner Besatzung. Bern sam-

melte nun sein Volk. Neunhundert aus den Waldstätten, Uri, Schwyz, Unterwalden zogen auf Bern. Auch Solothurn, obwohl selbst bedrohet von einem östreichischen Heere, sandte achtzig wohlbewaffnete Männer zu Pferde.

Am 20. Brachmonat 1339 zog die Mannschaft von Bern aus, bei Mondchein. Neben den Neunhundert aus den Waldstätten, 300 von Hasle, 300 von Siebenhal, 4000 Burger und Auszuberger von Bern, 80 Helme von Solothurn, d. i. geharnischte Reiter. — Auf der Höhe des Brombergs angelangt, übersah von Erlach das ganze Heer der Feinde. Einzelne derselben sprangen heran, und ließen Spottreden hören, die ihnen wenig Frucht brachten.

Als das Zeichen zum Angriff gegeben war, ließen die Schleuderer herab auf den Feind, jeder hat drei Würfe, brachte Ordnung in die Reihen, und zogen sich zurück. Schwere eiserne Heerwagen fuhren den Berg herab in die Feinde. Auf den Wagen kämpften tapfere Männer. Mit Macht drang von Erlach in die gebrochenen Reihen der Feinde. Diese fanden den langen Widerstand vergeblich, und alles löste sich in Flucht auf. Unter den vordersten Todten lag der Graf von Nidau. Es lag das Feld von Oberwyl und Wyden voll Todter, Waffen und erschlagenen Pferden, mit 80 gekrönten Helmen und 27 Pannern der Städte und Grafen. — Als das Volk vom Nachjagen der Feinde sich gesammelt hatte auf dem Schlachtfelde, da fiel das ganze Heer auf die Knie und dankte Gott für den herrlichen Sieg, der Bern vom Untergang rettete.

Und das thut denn auch von Herzen

der Vater, und sicher jeder edliche Berner wie ihm. Einem derselben verdankt er folgende Verse:

Gott lob! der Bern gerettet hat  
Von seiner Feinde Toben.  
Wer ehrlich Blut im Herzen hat,  
Soll Gott mit mir d'rum loben.  
Gestärkt hat er der Vater Muth,  
Gebrochen ihrer Feinde Wuhr,  
Die liche Stadt erhalten.  
Gott wolle ferner walten.

Und käme Bern je in Gefahr  
Durch seiner Feinde Tücke,  
So schlage Gott die freche Schaar,  
Und breche ihre Stricke.  
Er segne ihrer Bürger Muth.  
Und wär's mit Bern meint treu und gut,  
Und singt: Hoch soll Bern leben!  
Dem woll' Gott Gnade geben.

J. J.

### Aberglaube aus dem Thierreich.

(Fortsetzung.)

Schwalbe. Ein Schwalbennest im Hause bringt Glück! Das wäre wohlseil und bequem! Die Schwalben überwintern unter dem Wasser, im Schlamm! Das ist nicht wahr. Der Ast, auf dem eine Schwalbe sitzt, verdorret! Umgekehrt! Die Schwalbe sitzt, wie andere Vögel auch, gern auf einem verdorreten Ast, daß mit die Blätter sie nicht am Sehen hindern. Eine tode Schwalbe im Hause gefunden bedeutet Unglück! Nicht mehr als eine tode Maus!

Schwarzspecht. Wenn man das Loch im Baume, worin er sein Nest hat, mit einem hölzernen Zapfen vernagelt, so

holt er die Springwurz, die ohne anders den Zapfen aussprengt. Und wenn du jetzt geschwind unter dem Baume einen rothen Mantel ausbreitest, so erschrickt er, läßt die Wurzel fallen, und mit dieser kannst du alle Schlösser aussprengen! Das wäre bequem für Schelme und Spitzbuben. Gut aber, daß an der ganzen Geschichte nichts wahr ist.

Storch. Ein Storchennest bewahret das Haus, daß der Storch nicht einschlägt. Die Erfahrung lehrt leider das Gegenteil. Verlassen die Störche ihr Nest, so bedeutet es Unglück. Nicht doch! Aber Kärm, Rauch, Käthen, Marder u. dgl. verscheuchen sie. Wird die Störcchin dem Storche ungenau, so versammeln sich alle Störche der Gegend zum Gericht, und bestrafen die Ehebrecherin mit dem Tode. Ist eine Fabel, und das Tödtet, das höchst selten geschieht, hat seinen Grund darin, daß sie die Schwachen und Lahmen, welche die weite Reise nicht marmachen könnten, uns bringen.

Das Stachelschwein. Es kann seine Stacheln weit wegziehen, und Menschen und Thiere verwunden. Aber das kann es nicht, so wenig als der Igel.

Die Stoßmaus. Wenn sie große Haufen aufwirft, so bedeutet es den Tod des Eigenthümers. Warum nicht gar!

(Wird fortgesetzt.)

### Grabschrift.

Elisa grub in einen Stein  
Bei ihres Mannes Grabe ein:  
„Hier liegt mein lieber Gatte;  
Herr schenke ihm die süße Ruh!“  
Ein loser Vogel schrieb dazu:  
„Die er bei mir nicht hatte!“

## Da heimers!

Ein alter Advokat gab seine Tochter einem jungen zur Ehe, und statt der Ehesteuer trat er ihm drei gewichtige Prozesse ab. — Der junge Mann gewann in kurzer zweit davon, und hatte auch für das dritte die bestre Hoffnung. Er erzählte das seinem Schwäher und meinte groß Lob und Preis dafür zu erndten. Aber der sagte: „Hol's der Teufel! Hätt' ich die Prozesse für mich behalten, so hätt' ich noch zehn Jahre meine Haushaltung damit gemacht.“

„En! Mit den Herren Advokaten  
Ist man nicht immer gut berathen.

## Wie mein Gevatter Schulmeister Schule hielt.

Es ist freilich etwas aus der alten Zeit, und nach der alten Mode. Aber ich bin halt auch alt, und, meine es sey darum nicht alles so ganz uneben, was ehemals geschah, und wär immer gescheider, die Jungen lernten von den Alten, als daß jetzt die Jungen die Alten lehren wollen.

Also der Schulmeister kommt am Morgen auf den Glockenschlag in die Stube, und die Kinder stehen alle auf und sagen: guten Tag geb' euch Gott, Schulmeister, und dieser: so wohl g'scheh' euch auch, liebe Kinder. Jetzt wartet er bis alles ganz still ist, und betet dann laut mit den Kindern ein kurzes schönes Gebet. Jetzt geht er zur Tafel und mit großen Buchstaben schreibt er oben dran einen schönen Spruch aus der Bibel. Ein Kind muß den laut lesen, und der Schulmeister hält nun ein kurzes einfaches Gespräch mit ihnen über diesen Spruch, und giebt eine nützliche Ermahnung oder Warnung zum Schluß. Religion und Achtung dafür in die Kinder zu pflanzen, das war ihm Haupsache. Zum Lesen, richtig und deutlich, hielt er die Kinder alle an. Zum Schreiben nur die fähigern Buben; denn die ungeschickten bringen's doch nie zu einem rechten Gebrauch. Er war dagegen einer der ersten, der das Rechnen einführte, weil man dessen im täglichen Leben so sehr bedarf. Er gieng aber drum auch nicht über das tägliche Leben hinaus, gab keine verwickelten Aufgaben; hingegen was er sie lehrte, mußten sie vollkommen und leicht machen können, er gab nicht nach. Die Geschichten aus der Kinderbibel ließ er durch die Kinder in ihrer Sprache wiedererzählen, und immer machte er ihnen bemerklich, was recht oder unrecht, fromm oder gottlos gewesen sey. Eine Uebung hatte er, womit er zumal auch einzeln leere Augenblicke ausfüllte: er ließ die Kinder viel aus dem Kopfe buchtabiren, und trieb das besonders als nöthige Vorübung zum Schreiben. Freilich kriegte er darum einmal Händel mit dem Gemeindeschreiber. Dieser, der das Schreiben meist von selbst gelernt hatte, schrieb viele Worte unrichtig. Nun korrigirt ihm einmal sein Bube über das Wort schießen, und sagte: der i gehört vor e. Der Schulmeister het's g'seit! Und darüber fieng der Schreiber mit dem Schulmeister Händel an.

Item wenn ein Kind sich verfehlte, mit Lügen, Schwören oder Stehlen so erzürnte er sich nie. Aber bei aller Ruhe strafe er sehr streng. Er meinte: geschickt können nicht alle Kinder seyn, weil die Gaben nicht von ihrem Willen abhängen. Aber gehorsam können sie alle seyn, wenn

R

sie wollen; und wollen sie nicht, so folgt die Strafe. Aber der Zorn thut nie, was recht ist.

Item er lehrte die Kinder beten, und zwar aus dem eigenen Herzen, denn aus Büchern allein lernen sie wohl mit dem Munde, aber nicht im Geist und der Wahrheit beten, so meinte er.

Item war er einer der ersten, der Gellerts geistliche Lieder durch seine Schulkinder in die Gemeinde brachte, und dadurch auch die Alten damit bekannt machte; wodurch er viel Erbauung stiftete.

Item er war fleißig in Predigt und Kinderlehre; nicht nur um des schuldigen Beispiels willen, sondern er behauptete: er habe noch nie eine Predigt oder Kinderlehre angehört, woraus er gar nichts gelernt hätte, so oder anders.

Item er ist jetzt ein alter Mann, der in die neue Zeit nicht mehr paßt, darum zu rechter Zeit schon seine Stelle aufgegeben hat, und nun wartet, ob die neue Zeit Beseres bringt. —

### Das verunglückte Weinfäß.

Das in alten Zeiten manches anders war, als es jetzt ist, weiß Jedermann. Mancher meint: ehemal alles besser! Ist aber nicht wahr. „Jetzt ist alles besser!“ Ist auch nicht wahr. Jede Zeit hat ihre eigenhümlichen Tugenden, aber auch ihre eigenhümlichen Laster. Der Vate will etwas aus gar alter Zeit erzählen.

Die Klöster wurden zwar frühe schon durch mancherlei Vergabungen reich. Aber die Ueppigkeit kam erst hintennach. In dem

ehedem so berühmten Kloster St. Gallen hatten auf eine Zeit die Mönche nicht einmal alle Tage Brod und Bohnen. Ihr Getränk war meistens Bier, und sie besaßen nicht mehr als zwei Fässer Wein. Der Bischoff Ulrich von Augsburg wollte ein drittes Fäß hinzuthun. Aber bei einer Brücke verunglückte der Wagen, und das Fäß rollte in den tiefen Graben hinab. — En wie erschracken die Mönche, als die Kunde von diesem Unfall in's Kloster kam. Zuerst hielt die ganze Bruderschaft mit Kreuz und Fahnen eine Prozession um den Graben herum, und sang das Kyrie Eleison (d. h. Herr! erbarm dich unser!). Dann ward mit Vorsicht und Geduld das Fäß herausgebracht und nun war großer Jubel. Das war doch wohl ein Stücklein aus der guten alten Zeit.

### Etwas für Schüler.

Weil das obige Stücklein aus der alten Zeit den Leser lustig gedunkt hat, so will ich gleich noch eins erzählen. In dem nämlichen Kloster St. Gallen war eine Schule, die wegen den vielen Gelehrten, die da gebildet wurden, weit und breit berühmt war. Die Zucht war eben so streng, als der Unterricht gut war. So lernten die Schüler gehorchen, sich einzlig mit Lernen beschäftigen und auf nichts anderes achten. Im Jahr 912 besuchte der deutsche König Conrad das Kloster und die Schule. Aber als er dort eintrat, sah nur kein einziger Schüler auf ihn; alle arbeiteten fort, als wäre kein König da. — Hm! Denkt er, ist das alles Ernst? Willen sehn! Jetzt läßt er einen Korb mit Äpfeln bringen, und wirft sie unter die

Schüler aus. Aber auch nicht einer blickte nur mit Augen dahin, geschweige, daß einer eine Hand nach einem Apfel ausgestreckt hätte. — Mein lieber Gevatter, der Schulmeister, hat gesagt, er wolle das in seiner Schule nicht probieren.

### Des Fuchs Art und Weise.

Ich biet mich gern bei Federmann  
Zum Raih und Beistand, wo ich kann;  
Nicht daß sie mich für ihren Knecht  
Oder Spottvogel halten, schlecht.  
O nein! Dazu laß ich's nicht kommen!  
Alles ist g'richt zu meinem Frommen.  
Sie müssen mir sehn unterthan.  
Ich bin's der sie regieren kann,  
Und merklich bei der Nas umführen,  
Und wie die kleinen Kind verteren.  
Denn ihr Herz steht in meiner Hand  
Fester als in ei'm Eisenband.  
Und wer die Herzen weiß zu wenden,  
Der hat das Spiel in seinen Händen,  
Und giebt die Karten wie er will.  
Davon sag andern ich nicht viel.  
Millerweil aber hab ich Acht,  
Daz meines Beutels werd gedacht.  
Und ich groß Gut mög auch erlangen.  
Daruf ist alles angefangen.  
Der König selbst muß darauf denken,  
Um mein Verdienst mir Geld zu schenken.  
Alle Unterthanen zugleich  
Müssen den Fuchs machen reich.  
Was der Fuchsschwanz nicht mag erreichen,  
Das muß der Löwenkraft doch weichen.  
Denn weil es in der Welt so geht,  
Daz Glück wie ein Heuhaufen stehet,  
Wer davon rupft, derselbig hat,  
Wer sich versaut, der kommt zu spat.

Wer mehr will wissen — nun der suche  
In meinem alten Fabelbuche.  
Er wird es alsbald errathen  
Der Fuchs spricht grad wie — ? die Croaten?

Wohl gesetzt!

Der Magistrat eines kleinen Städtchens ließ bei dem Eingang einer hölzernen Brücke einen Pfahl aufrichten, mit folgender hochweisen Schrift: „Es ist Federmann verboten auf dieser Brücke Taback zu rauchen. Wer dieses Verbot übertritt, wird mit vier Franken Buße, und im Wiederholungsfalle mit zwölf Stockprügel bestraft, wovon die Hälfte dem Verleider zukommen soll.“

Ja so!

Ein Handlungsdiner bat seinen Herrn um Erlaubniß, seine Eltern zu besuchen, die auf dem Lande wohnten. Er sagte: es geschehe in Familienangelegenheiten. Der Herr gab ihm die Erlaubniß; fragte aber nur so von ungefähr: was das für Familienangelegenheiten seyen? Mit wichtiger Mine antwortete jener: „meine Eltern lassen ihre Schweine tödten.“

Gefangen!

Da sollte in England in einem höchst wichtigen Prozeß Einer Zeuge seyn. Er gab sich für einen gebornen Italiener aus; war aber nur ein Spitzbube. Denn er wußte von der Sache, die er bezeugen sollte, so wenig als der hölzerne Christoffel, und hatte sich mit Geld zum Zeugen erkauft lassen; und so einer verdient den Namen

**Spitzbube.** — Auffin! — Der Richter fragt: ob er englisch verstehe? Kein Wort, versichert der Advokat, der den Zeugen gedungen hat. So spricht denn der Richter durch einen Dollmeischer mit ihm, und der Kerl spricht italienisch. — Der Richter aber traut dem Handel nur halb und fragt einmal den Purschen etwas auf englisch; und hui! der Spitzbube antwortet gut englisch! Nun muß der Leser wissen, daß keine von allen Sprachen so schwer zu sprechen ist, als die englische; und wer nicht in England geboren und erzogen ist, wenn er auch noch so richtig englisch spricht, wird sogleich an der Aussprache erkannt, daß er kein Engländer ist. Der Richter fährt englisch fort, und der Zeuge antwortet im Vergeß englisch. Endlich fragt jener: „wenn du ein Italiener bist, wo hast du englisch gelernt?“ Jetzt merkt der Schurke, daß er verrathen ist, und antwortet in der Angst: „ich verstehe kaum ein Paar Worte!“ So war der Spitzbube gefangen.

Es ist nicht gut ein Spitzbube seyn! Ehrlich nur währt am längsten! Es ist nicht gut lügen, denn manchmal kommt's doch aus, und dann ist's um so ärger!

### Edle Dreistigkeit.

Ein römischer Soldat, der einen Prozeß hatte, bat den August ihn zu beschützen. Der Kaiser gab ihm einen von seinen Hofsleuten, um ihn zu den Richtern zu führen. Der Soldat war dreist genug, zum August zu sagen: Herr, ich hab' es nicht so in Rücksicht auf Sie gemacht, als Sie in der Schlacht bei Aktium in Gefahr waren, ich selbst habe für Sie gestritten. Indem er diese Worte sagte, deckte er seine Wun-

den auf, die er bekommen hatte. Dieser Vorwurf rührte den August so sehr, daß er selbst in den Gerichtshof gieng, diesen Soldaten zu vertheidigen.

### Brief an den Herrn Wirth in S. im . . . . gäu.

Mein werthest Herr Wirth!

Wär ich nicht ein alter Lahmer Mann, und wäre Euer Kanton nicht so weit weg, ich käme sicher zu Euch, wenn Ihr gleich katholisch seid, und ich nicht! Ich wollte Euch in's Ohr erzählen von den schönen Sachen die Ihr am 2. Mai 1838 bei'm Bären zu Reitnau gesehen habt, und wie Ihr für jede Vorstellung eine Maß Wein bezahlt habet. Wolltet Ihr mir nicht glauben, so wollt' ich's Euch schwarz auf weiß vor Augen legen, wie es dem Verleger ist überschrieben worden, damit er's in seinen Kalender sehe. Und dieweil ich die Sache nun nur verblümt erzähle, und alle Namen verschweige, so werdet Ihr mir sicher Dank wissen, und würdet mich sicher gern gastfrei halten, wenn ich zu Euch käme. Weil aber das nicht seyn kann, so schickt wenigstens dem Verleger eine Parthei Surseefisch. Die wollen wir dann, als gute Nachbaren zusammen verzehren, und dabei singen:

Es lebe zu S. . . . . der Herr Wirth.

Geb' Gott, daß er bald einisch g'scheider wird.

Der Bote.

Wer? Denk Mancher!

Herr A. B. ist ein schuldenfreier Mann;  
Denn schuldig ist nur der, der zahlen kann.

## Abendlied eines Biedermanns.

Vorbei ist Taggetümmel,  
Ich trockne meinen Schweiß;  
Gott sieht vom Sternenhimmel,  
Und segnet Treu und Fleiß.  
Er giebt dem Münden Schlummer;  
Willkommen Ruh'nacht!  
Kein Unrecht macht mir Kummer,  
Auf mir ruht kein Verdacht.  
Hab' froh den Tag durchlebet,  
Was ich gefonnt, gethan,  
Und herzlich mich bestrebet  
Zu seyn ein Biedermann.  
Und gab's auch trübe Stunden,  
Verdruss und dies und das,  
Ist alles nun verschwunden  
Fest ist mir ring und bas.  
Ich bin mit Gott zufrieden  
Und seiner ganzen Welt,  
Und lebe gern hienieden  
So lang es ihm gefällt.  
Ist's gleich nur Erdenleben,  
Der Arbeit viel und Noth;  
Es giebt auch Freud daneben,  
Und immer find ich Brod.  
Und immer ist Gott Vater —  
Für alles dank ich dir!  
Und meine Sünden, Vater,  
Verzeihst du gnädig mir.  
Nun dann, in Gottes Namen,  
Schließ ich mein Kämmerlein;  
Du wachst ob mir! Amen!  
Ich schlafe ruhig ein.

## Unterschied im Antwortnen.

Mädchen, wenn die Männer schrei'n,  
Kommt, und lasst euch järtlich küssen.  
Wist ihr was wir sagen müssen?  
Nein!  
Käm' ein Herr voll Lieb und Wein  
Einen Tanz uns vorzuschlagen,

Wist ihr was wir mühten sagen?  
Nein!  
Fände sich ein Füngling ein  
Gar die Eh' uns anzutragen,  
Wist ihr da noch Nein zu sagen?  
Nein!

## Endtelled.

(Kann gesungen werden nach der Melodie:  
Holder, lieber, süßer Friede.)

Einer. O Sunne het hüt grüsli g'stoche,  
Mir hei gar erschröcklich g'schwizt;  
Doch mir heis keis Bihli g'schoche,  
U chech d'Ermel hint're g'liht.  
Alle. Dem wo werchet wachst o z'Esse;  
Für ne Faulpelz gits kei Ern,  
Nüt as Strau u leeri Fäse  
G'rathen i der Faulkeit gern.  
Einer. Mir hei üsi Sichle g'schwunge,  
G'mäiht u g'werchet bis i d'Macht.  
Bald es G'späfli g'seit, bald g'sunge,  
Bald e' Luftsprung darunter g'macht.  
Alle. So wie oben.  
Einer. Feh ist's, Gott syg danlet, dinne;  
Aber 's het is z'schwiize g'macht.  
's macht der Bur doch mängisch z'sinne,  
's plaget eim schier Tag u Nacht.  
Alle wie oben.  
Einer. We das Thorn so schön thut ryse,  
Und es grüslichs Wetter chunt,  
Und e sone graue Stryfe  
Als verhaglet irre Stund.  
Alle wie oben.  
Einer. Wer d'ra denkt dà weif es z'schäze,  
Was me „Sege Gottis“ heißt.  
's lat si da nüt dure seze  
Wo me wie ne Bettler heuscht.  
Alle wie oben.  
Einer. O rum wei mir Gott fröhlich danke,  
Dass er hüür all's g'segnet het,  
U nit im Vertraue wanke  
We nit alles g'rath'e wett.  
Alle wie oben.

## Das gute Gewissen.

Zur Freude schuf Gott seine Kinder,  
Die Sinnlichkeit verdarb ihr Herz;  
Sie thaten unrecht, wurden Sünder,  
Und ihre Freude wurde Schmerz.

Da war das größte Glück des Lebens  
Dahin; der Tugend Liebe wlich,  
Und ohne sie wünscht man vergebens  
Des Lebens wahre Freuden sich.

Gedanken, Wünsche, Worte, Thaten,  
Sind die nicht gut, sind die nicht rein,  
So werden sie die sichern Saaten  
Zu einer schlechten Erndte seyn.

Ein immer ruhiges Gewissen  
Lohnt jeden, der nach Tugend strebt,  
Der auch bei starken Hindernissen  
Gerecht und gut und bieder lebt.

Ein reines, unbefleckt Gewissen  
Giebt Kraft und Muth zu jeder That.  
Es stärkt uns, wenn auf unserm Kissen  
Der Schlaf uns flieht und Gram sich naht.

Es krönet unsre Jugendfreude,  
Und macht den Blick des Greises schön.  
Wohl mehr als Gold und Perl und Seide  
Kann es des Menschen Herz erhöhn.

Wenn sterbend alle Freyler beb'en  
Vor Gott und Grab und Ewigkeit,  
Macht es den Nest von unserm Leben  
Zum Vorschmack naher Seligkeit.

## Die Hundetaxe.

Seit Langem klagen vernünftige Leute über  
die Menge unnützer Hunde, die überall gehal-  
ten werden. Jetzt setzt die Regierung eine Taxe  
von 4 Fr. auf jeden Hund. Sicher nicht um  
Geld zu ziehen, sondern um die Hunde zu ver-  
mindern. Dafür danken nun sicher alle Ver-  
nünftigen, und also auch der Bote. Erstlich  
fressen die unnützen und unnötigen Hunde viel  
nützliches Brod, das besser angewendet werden  
könnte. Zum andern zahlt Mancher 2, 4, 8,

ja wohl 16 bis 20 Fr. für einen Hund, und  
giebt für gemeinnützige Sachen keinen Kreuzer.  
Zum dritten sind die vielen Hunde besonders in  
den Städten unerträglich, wegen dem Gebelle  
und Lärm den sie machen, und wegen der  
Unreinlichkeit die sie verursachen. Endlich, und  
das ist die Hauptfache, je mehr Hunde, desto mehr Un-  
glück. Es ist nichts schrecklicheres als von einem  
tollen Hund gebissen zu werden, und an der  
Wasserschen zu sterben. Wahrlich, ich wollte  
lieber alle Hunde in einem Tage todtschlagen  
lassen, als daß ein einziger Mensch also un-  
glücklich werden sollte.

Jetzt aber wird zweierlei geschehen. Erst-  
lich: alle vernünftigen Leute, denen ein Mensch  
mehr giltet als ein Hund, werden ihre unnützen  
Hunde abschaffen; werden damit fährlich wenig-  
stens 4 Fr. ersparen, die sie viel nützlicher an-  
wenden können, und werden der Menschheit  
Verdruss, Gefahr und Schaden ersparen. Zum  
andern aber: die große Junft der Hundsnarren  
und Hundsnärrinnen werden ihre unnützen Thiere  
behalten, werden die Taxe bezahlen: Mancher  
wird seine Kinder betteln schicken und einen Hund  
füttern; kurz, es wird gehen, wie es geschrie-  
ben steht: „wenn du den Narren im  
Mörser zerstießest, er ließe doch nicht  
von seiner Narrheit.“  
Klagt einer je über böse Zeiten,  
So wollen wir ihm auf die Hunde deuten.  
Hat man für so viele Unnütze Brod,  
So klage doch Niemand auf Armut und Noth.  
Von all den großen und kleinen Hunden,  
Von hundert kaum einer wird nöthig gefunden.

Die Gemeindsbehörde in Herzogen-  
buchsee hat während des Druckes des Kalen-  
ders den Frühlingsfahrmarkt auf den 6. Merz  
verlegt und einen neuen Fahrmarkt auf den  
8. Mai abzuhalten beschlossen, welches in eini-  
gen Exemplaren dieses Kalenders zu ergänzen ist.